PT 3919
.S52 M5
1891
Copy 1

LIBRARY OF CONGRESS.

PT 3919
Chap. ..... Copyright No. .....

Shelf .S52M5
1891

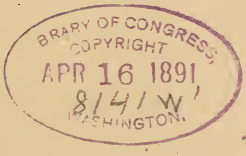
UNITED STATES OF AMERICA.

Der
Missionar von Blukato

und andere Geschichten

Von

Henry Schreiber



ST. LOUIS
DRUCK VON LOUIS LANGE
1891

PT3919
.S52M5
1891

Copyright, 1891,
By ADALBERT SCHALLER.

LC Control Number

tmp96 031074

Drei der folgenden kurzen Erzählungen erschienen vor einiger Zeit in der "Abendschule", und zwar eine davon unter anderem Titel. Die übrigen machen ihre Erscheinung hiermit zum erstenmal.

Inhalt.

	Seite
Vom Wüstensaum zum Boulevard	1
Der Missionar von Blukato	16
Am Fusse des Rigi	71
Der Letzte seines Stammes	87
Mein Schweizerknab'	98
Die Königin in der Nacht	114
Der Pauper	124
Eine falsche Osterfreude	142
Mein Führer in Nürnberg	150
Die Weihnachtsgeschichte des Schiffsarztes	161
Pierre	171

Vom Wüstensaum zum Boulevard.

I.

Die Einsamkeit — wer kennt sie nicht?

Man kann einsam sein inmitten des Stadtgetümmels, wo viele Menschen an einem vorbeijagen; man kann einsam sein auf der öden Prärie, wo man keine Menschenseele sieht; aber man kann auch einsam sein in seinem eigenen herrlichen Palast — man kann auch einsam sein in seiner eigenen erbärmlichen Hütte!

Sonderbar! Die Einsamkeit ist überall, ob der Mensch allein ist oder ob noch Millionen um ihn herumwimmeln — 's ist einerlei, ganz einerlei: sie findet jeden auf.

Du glaubst mir's nicht? So! Nun, dann lasse es nur einmal darauf ankommen; es kommt doch noch einmal die Zeit, auch für dich, dass du dich einsam fühlst. Sie kommt manchmal ganz plötzlich, die Frau Einsamkeit; ehe du dir's versiehst, vielleicht am Weihnachtsabend, vielleicht am Sylvesterabend, vielleicht aber auch an einem gewöhn-

lichen Abend, sitzt sie neben dir und erzählt dir eine alte Geschichte, flüstert dir leis' diesen oder jenen Namen zu, der dir so lieb ist, dass du, ob du willst oder nicht, gespannt der Plauderei lauschest, — sie nennt dir den Namen deines Vaters, deiner Mutter, deines Mannes, deiner Frau, deiner Kinder, oder deines Freundes, der oder die jetzt nicht mehr bei dir sind, — plötzlich, vielleicht mitten im Jubel drin, vermisst du ein freundliches Gesicht, ein helles Lachen, ein munteres Geplauder, welches vor Jahresfrist, kann sein auch vor noch viel längerer oder kürzerer Zeit, dich angeblickt hat, dir entgegengeschallt, ins Herz gedrungen war wie ein schöner, warmer Sonnenstrahl, — plötzlich, vielleicht mitten im Jubel drin, sag' ich, wirst du einer grossen, unausfüllbaren Lücke gewahr. und dann, mein Freund, und dann — *dann* fühlst auch *du* dich einsam, glaube mir's nur! . .

Ja, die Einsamkeit! — wer kennt sie nicht?

II.

Nicht weit von hier, da steht ein schönes Haus. Wenn die Gardinen an den Zimmerfenstern ein wenig beiseite wehen und man einen Blick in das Innere desselben bekommt, so ist man erstaunt über die Eleganz, mit der die Räume ausgestattet sind. Es blitzt und blinkt alles wie funkelnagelneu. Trotzdem — wie einladend steht dort der geflochtene Wiegenstuhl im Wohnzimmer! Das Klavier ist aufgeschlagen, und die elfenbeinernen und

ebenhölzernen Tasten lachen einen an und betteln förmlich, dass man sie anschlage. Nahe dem grossen Mittelfenster steht ein goldiger Käfig, in dem ein prachtvoll gefiederter Papagei sein Wesen treibt. Riesige Vasen stehen in den Ecken; kostbare Teppiche bedecken den Boden; und in dem weiten Kamin flackert ein helles Feuer, dessen Rauch oben zum Schornstein lustig in die kalte Dezembernacht hinauswirbelt.

In diesem schönen Hause war die Einsamkeit schon lange eingekehrt, schon lange heimisch! Und heute macht sie sich doppelt bemerklich dort, denn es ist Heiliger Abend!

Tiefe Stille herrscht im ganzen Gebäude, in dem sonst gar fröhliches Getriebe die Oberhand hatte um diese Zeit. Denn die Frau, die dort so sachte und langsam auf dem schwellenden Teppich hin und her geht und in Gedanken versunken zu sein scheint, war nicht immer so allein wie jetzt. Das kann man schon an dem Geschwätz des alten tropischen Vogels wahrnehmen, der Worte und Sätze ausstösst, die manchmal aus eines Kindes, manchmal aber aus eines Mannes Munde zu kommen scheinen. . . Nein, die schöne, alte Frau dort war nicht immer so allein gewesen, sie hatte einst einen lieben Mann und herzige Kinder um sich gehabt.

Wo waren denn die?

Ja, das ist's eben, die waren fort, und sie — sie ist allein dageblieben in dem grossen, herrlichen Haus, die alte Frau — alles war fort, nur sie und der alte Papagei waren noch übrig.

Ihr Mann war zuerst ausgezogen aus dem

schönen Haus; er tauschte ein kleines, enges dafür ein, — eins der vielen dort droben auf jenem Berge; seine Seele allerdings zog in ein viel glänzenderes Heim, das unbeschreiblich ist. . .

Dann kamen drei der Kinder an die Reihe. Sowie sie gross genug waren, um selbständig sein zu können, waren sie lächelnd dem Vater nachgezogen, — vier Gräber hatte die stille Frau nun dort auf dem Berge, und vier Marmorsteine nennen die lieben Namen. . .

Jetzt war nur noch sie und Karl da. Karl war der Jüngste. Aber es ging auch bei ihm so: je grösser er wurde, desto schwächer wurde er. Er schoss empor, wie ein Pilz, und jeden Morgen meinte die Mutter, er wäre um einen Schuh gewachsen, seine Brust sei enger, seine Wangen hohler. Der armen Mutter ward so bange! Sie hatte wohl bemerkt, dass Karl öfters etwas unterdrücken wollte, — sie kannte den trockenen Husten nur zu gut! Als sie es dem alten Hausarzt sagte, wurde der bleich und verordnete, dass der junge Mann augenblicklich in ein anderes Klima wandern müsse. Er hatte gar wenig Hoffnung, aber doch, tröstete er, bei Gott sei ja kein Ding unmöglich.

Am nächsten Abend schon zog der Sohn ab, — und das geschah am Weihnachtsabend vor einigen Jahren: ein bittereres Weihnachtsgeschenk hätte für die Mutter nicht ausgesucht werden können! Obgleich sie sehr schwach war, hatte sie ihn doch auf den Bahnhof begleitet. Sie dachte eben, es wäre das letzte Mal, dass sie dies thun könnte!

Seitdem hatte sie ihn auch nicht mehr gesehen. Er schrieb zwar, sein Zustand habe sich bedeutend gebessert; aber da er es, wie es schien, doch noch nicht wagen durfte, dem milden Klima des äussersten Westens den Rücken zu kehren, so traute sie der Sache nicht so recht. Sie selbst aber war zu gebrechlich, als dass sie sich einer Reise von mehreren Tagen hätte unterziehen können, so gern sie auch zu ihm hingeeilt wäre. . .

Und heute ist es ja wieder einmal Weihnachtsabend!

Die einsame Frau hat keine Ruhe. Ab und an nimmt sie einen Brief von ihrem Schreibtisch, setzt die Brille auf, geht zur Gaslampe und liest ihn wieder und wieder durch. Dabei werden dann jedesmal die Gläser feucht, dass sie dieselben abthun und trocknen muss. Es ist der Weihnachtsbrief des geliebten Sohnes, der ihn aus der weiten Ferne an die Mutter abgesandt. In demselben bedauert er sehr, dass er auch diesmal noch nicht mit ihr Weihnachten feiern könne. Er habe fest vorgehabt, zu kommen; aber es seien gerade jetzt wieder einige Vorkommnisse passiert, die sein Verweilen auf der Hacienda erheischten.

Wenn sie dann damit einmal wieder zu Ende ist, legt sie den Brief zurück auf den Tisch und nimmt ihren schweigsamen Gang wieder auf. . . Draussen erklingen derweile fröhlich die Glockengeläute, die den Weihnachtstag ankündigen; draussen erklingen die Hörner der Kinder; draussen hastet klein und gross mit verjüngter Kraft, mit glückseligen Gesichtern durch den Schnee. Dort huscht noch

geheimnisvoll ein Weihnachtsbaum in ein Haus; dort bringt das Christkind noch allerhand schöne Sachen hin: dem Fritz ein Pferdchen, dem Linchen eine Puppe, — aber in dem herrlichen Hause dort dreht die einsame, alte Frau eben ihr Licht aus und legt sich zur Ruhe nieder.

Zur Ruhe? Nein, — sie thut kein Auge zu, bis der Morgen des Christtags dämmert. . .

III.

In Düster gehüllt ist die Hacienda Del Norte. Ein nasser Nebel lagert sich darum her und lässt die Gebäulichkeiten nur noch unsicher hervortreten. Es ist auch still allüberall. Nur hin und wieder ertönen dumpfe Hufschläge eines oder mehrerer galoppierender Pferde, die plötzlich vor einer stallartigen Baracke wieder aufhören. Das sind die Wächter der Viehherden, die ihren mühsamen Tagesritt hinter sich haben und nun, von der Nachtwache abgelöst, heimkehren. Nachdem sie ihre Pferde versorgt haben, treten sie in das naheliegende, weitläufige Haus, wo der chinesische Koch gerade das Abendbrot auftischt. Bald sind sie alle damit beschäftigt, die wohlverdiente Stärkung zu sich zu nehmen, welcher Prozedur sie sich nicht gerade schweigend unterziehen, denn ein jeder der Dutzend rauhen Männer hat einen Scherz oder ein Geschichtchen zu erzählen, welche hier, wenn nur einigermassen gut vorgetragen, stets ein dankbares Publikum finden.

Der oberste Platz am Tisch war noch leer, und dem grossen Armstuhl, sowie der Serviette, die auf dem Teller lag, nach zu urteilen, war dies der Sitz des Befehlshabers der lauten Gesellschaft.

„Der Colonel bleibt lange aus!“ sagt plötzlich Bill Moss, der, trotzdem er bedeutend niedriger sitzt, als alle anderen, diese doch noch um eines Kopfes Länge überragt und dessen Beine auf der entgegengesetzten Seite des Tisches herauslugen.

„Er hat vielleicht die Spuren der mexikanischen Diebe verfolgt, die ihm sein Pferd Jumbo gestohlen haben!“ erwidert Jim Rogers, der beste Schütze der Sippschaft, welcher stets ein halbes Schock Revolver im Gürtel trägt, überall, wo er geht und steht, sich im Schiessen übt und immer grausige Abenteuer erzählt, obwohl alle wissen, dass er die wenigsten selbst erlebt hat.

„Oder er hat sich verirrt!“ platzt der winzige, hasenfüssige Pat Ryan, der auf seinen Stuhl noch einige Theekisten stellen musste, um mit einiger Bequemlichkeit speisen zu können, unvorsichtig heraus, welche Aeusserung zur Folge hat, das die gesamte Gesellschaft vor Lachen eine Weile ihre Arbeit einzustellen gezwungen ist.

„Verirrt!“ ruft ein anderer verächtlich, nachdem das Gelächter etwas nachgelassen, „der Colonel verirrt! Hört Ihr denn nicht, dass er eben angejagt kommt?“

Richtig, bald darauf tritt ein grosser, kräftiger junger Mann herein, dessen Gesicht zwar ebenso sonnenverbrannt ist wie die der anderen,

aber das doch einen weit vornehmeren Ausdruck besitzt als jene. Es ist von einem dichten Vollbart eingerahmt, der bis auf die Brust reicht, und die zwei grossen, dunklen Augen darin schauen freundlich und furchtlos sich um. Er ist wie die anderen gekleidet, trägt weite Hosen, ein wollenes Hemd, einen grossen Sombrero und Schuhe mit riesigen, klirrenden, silbernen Sporen; im Gürtel befinden sich die üblichen Waffen, Revolver und Messer; über seiner Schulter aber hängt ein prachtvolles Winchester-Gewehr.

„Guten Abend, Jungens", ruft er laut, indem er seinen Hut und sein Gewehr aufhängt.

„Guten Abend, Colonel! . . Ist alles ruhig am Fluss? . . Haben Sie etwas von den Dieben gesehen? . . Ist die Gegend wieder sicher?" rufen die Männer durcheinander.

„Alles ist ruhig!" antwortet der Colonel, während er sich auf seinen Platz setzt und die Gesellschaft feierlich mustert. „Ich habe keine Mexikaner gesehen. Das Vieh ist alles wieder innerhalb unserer Gebiete. — Aber jemanden habe ich doch getroffen unten am Fluss", fuhr er nach einer kleinen Pause fort, „der mich an etwas erinnert hat, an das Ihr alle zusammen nicht denkt!"

Ein Lächeln gleitet über seine männlichen Züge, als er die neugierigen Blicke seiner Untergebenen sieht.

„Wer denn? . . Was denn? . . Geben's auf!" geht es durcheinander, während nur der alte Watkins, der für einen guten Rätsellöser galt, seine Stirn in Runzeln wirft und offenbar zu tüfteln anfängt.

„Es war der Missionar von Blukato, der einmal mit mir auf einer Schulbank gesessen. Er ritt zur Hacienda Meyer, um morgen dort zu predigen!“

„Zu predigen! . . Auf der Hacienda Meyer! . . Warum denn das! . . Hahaha!“ schallt es vielstimmig im Saale wider, und die verwilderte Gesellschaft wird sehr aufgelegt; bloss der alte Watkins brummt, weil man ihm keine Zeit zum Raten gegeben hat.

„Warum? Ganz einfach — weil morgen Weihnachten ist, Jungens!“

Einen Augenblick ist alles stumm vor Erstaunen. Dann aber lösen sich die Zungen und ein wildes „Hurra!“ übertönt das andere. Watkins nur ist ruhig geblieben; es wäre eine Schande, wenn er nicht heute abend noch etwas raten würde. Und er *hat* etwas entdeckt; denn da sich der Sturm etwas gelegt hat, steht er wichtig auf und sagt triumphierend:

„Jungens, wenn morgen Weihnachten ist — und das glaub' ich ganz sicher, weil es der Colonel gesagt —, dann ist jetzt Weihnachtsabend, wo man manchmal 'was zu Geschenk kriegt!“

Jetzt wird ein „Hurra!“ auf den Rätselrater ausgebracht, der sich das schmunzelnd gefallen lässt und seine Autorität wieder für gesichert hält. Daran schliesst sich ein Durcheinander von lautgethanenen Erinnerungen. Der lange Bill erinnert sich, in seiner Jugend einmal ein Wiegenpferd bekommen zu haben, das am dritten Tage schon kaput geritten war, und sein Mund weitet sich in freudiger Rück-

erinnerung von einem Ohr zum andern aus. Watkins erzählt, dass er, wie er zehn Jahre alt war, sein erstes Rätselbuch bekommen, worauf man dann sein Genie entdeckt habe, da er am selben Abend noch den ganzen Inhalt desselben geraten; und dann will er gleich einige Rätsel davon aufgeben, wird aber vom Colonel unterbrochen.

„Jungens, seid 'mal einen Augenblick ruhig", sagte er, „ich will Euch etwas erzählen. Wie ich so mit dem Missionar zusammen spreche, kommt mir der Gedanke, einmal meine Mutter daheim zu überraschen. Der Missionar rechnete mir vor, dass ich noch bis Sylvester heimkommen könnte, wenn alles klappt. Ich dachte, weil jetzt alles wieder ruhig ist, so könntet Ihr schon für eine kleine Weile ohne mich fertig werden. — Was sagt Ihr dazu?"

Alles ist still. Der eine putzt mit dem Aermel seinen Revolver, der andere dreht sich eine Cigarette, ein dritter zupft den Bart. Selbst der Chinese hört auf, mit seinem Geschirr zu rappeln.

Endlich sagt Bill Moss, indem er seine fast endlosen Beine unter dem Tisch zusammenschlägt, dass der Staub aus seinen Hosen fliegt und durch die Ritzen der Platte emporzieht:

„Fertig werden wir schon, — aber vielleicht werden wir so'n bisschen — eh! — well! — so'n bisschen einsam sein! — Aber ich kalkulier', dass wir das wohl auch thäten, wenn wir noch so'ne Mutter hätten, und dass es 'mal ganz gut ist, wenn Sie 'mal wieder Abwechselung oder so was haben — und in bessere Gesellschaft kommen! Sie sehen jetzt fast so

rauh und wüst aus, wie wir Kerls hier, — mit Verlaub, Colonel!“

„Meinst Du? Dafür bin ich aber auch wieder gesund! — Aber was wollte ich doch gleich sagen! . . Ich glaube, die Stage passiert beim Fluss um drei Uhr morgen früh, Jungens, nicht wahr? — Wer begleitet mich dahin und bringt mein Pferd zurück?“

Da dies jeder thun will, aber nicht alle entbehrt werden können, muss gelost werden. Das Los fällt auf Bill Moss. Bald nachdem man mit dem Abendbrot fertig ist, legt man sich nieder, um so früh wie möglich auf den Beinen zu sein. . .

Etwa um Mitternacht wollen sich die zwei Reiter still mit ihren Pferden davon machen. Kaum aber sitzen sie obenauf, als alle Bewohner der Hacienda in den seltsamsten Aufzügen herausgeflogen kommen, und ein donnerndes „Fröhliche Weihnacht und glückliches Neujahr, Colonel!“ durch die Nacht dröhnt, worauf in weniger als fünf Minuten alle Läufe der gesamten Schiesswaffen der Hacienda Del Norte abgefeuert sind.

Man sagte nachher, dass man das Schiessen bis zur Hacienda Meyer gehört habe, — eine Strecke von fünfzehn bis zwanzig Meilen!

IV.

Jetzt ist es Sylvester.

Das alte Jahr schickt sich an, mit tiefgefurchtem Antlitz fortzuschleichen und dem frischen, schönen, jungen Jahre Platz zu

machen, das noch keine Bürde kennt und keine Runzeln zeigt.

Da wir jetzt wieder in der Stadt des schönen Hauses sind, die innerhalb der Schneelinie liegt, so ist es sehr natürlich, dass es schneit, tüchtig schneit, so dass die Leute, die das uns schon bekannte Gebäude passieren, samt und sonders wie in weisse Wolle eingepackt zu sein scheinen.

Droben am grossen Mittelfenster sitzt sie, die einsame Alte, neben dem schwätzenden Papagei. Ihr Scheitel ist weiss, als ob sie eben eine Weile draussen blossen Kopfes einen Spaziergang gemacht hätte. Aber das Spazierengehen hat schon lange aufgehört bei ihr, und das ist kein Schnee, mein Freund, das sind ihre Haare, die einst schwarz, glänzend schwarz waren. Sie klappert mit ihren Stricknadeln ebenso regelmässig, wie die grosse Standuhr, die vom Boden bis fast zur Decke reicht, den Pendel schwingt, und schaut dazu hinaus in das Schneewetter. Die Flocken fliegen lustig gegen die dicken Scheiben und scheinen die alte Dame necken zu wollen. . Aber das ist vergebliche Mühe, die alte Dame merkt gar nicht darauf. Sie sinnt nach, wie schön es sonst war um diese Zeit, als ihr Gatte noch lebte und die Kinder alle im Hause fröhlich wirtschafteten. An Sylvester wurden die Lichter des Baumes noch einmal angesteckt, und dann setzte sich der Vater ans Klavier und die Kinder mussten sich im Kreise um ihn herumstellen, und dann wurde ein Lied ums andere angestimmt, während sie selbst, die glückliche Mutter, ein warmes Getränk be-

reitete, und Kuchen aufschnitt, und Aepfel brachte, und Orangen und Nüsse! Und wenn dann die Lichter erloschen, brachte sie die Kleinen zu Bett, worauf dann sie und ihr Mann noch das neue Jahr einläuten hörten und sich tausendfaches Glück wünschten.

Ja, tausendfaches Glück wünschten! . .

Das Glück bekam den ersten Stoss, indem der Gatte und Vater starb. . . Ein paar Jahre darauf war der Kreis der Lieben schon wieder um ein Glied verringert als Sylvester kam . . . ein paar Jahre darauf um noch eins . . . dann um noch eins. Dann zog das letzte Andenken an ihre Familie fort, in die Ferne, um im milden Klima die drohende Krankheit zu besiegen — und sie sitzt jetzt so allein, so einsam hier und strickt einen Strumpf für das letzte Glied des einstigen fröhlichen Kreises, — ja, jetzt hatten die Uhr, der alte Vogel und die klappernden Nadeln das Reich der Töne und des Gesanges eingenommen, und nichts weiter störte die Stille, nichts die Einsamkeit. . .

Die Magd hat eben das Gas angesteckt. Sie that das regelmässig um diese Zeit, ohne ein Wort zu verlieren. Heute aber sagt sie: „S'ist Sylvester!" und zündet zwei Flammen anstatt nur einer an.

Da rollt unten auf der Strasse eine Kutsche heran.

Einen Augenblick hört das Klappern der Stricknadeln auf und der silberne Kopf drückt sich an die kalte Fensterscheibe. Es ist schon dunkel, aber der Schnee ist weiss, und da hebt sich alles scharf gegen ab.

Die Dame sieht zwei Männer auf dem

Kutschersitz, davon der Grössere die Zügel der hergaloppierenden, dampfenden Pferde plötzlich straff anzieht und mit einem mächtigen Ruck die Tiere vor ihrer eigenen Hausthür zum Stillstand bringt! Vor ihrer eigenen Hausthüre! Noch einige Sekunden bleibt der Grosse oben sitzen und wühlt in der Tasche. Jetzt aber springt er vom Bock, ist in wenigen Sätzen an der Thür und zieht die Klingel.

Wie klingt das heute so freudig! Und warum steht denn die alte Frau so hastig auf und wirft den Strickstrumpf weg? Warum? . . . Hört ihr nicht die eiligen Tritte auf dem weichen Treppenteppich? Hört ihr nicht das Krachen der Stufen? Ein solches Gewicht ist lange nicht da hinaufgestürzt! Die Thür fliegt auf! In derselben steht eine hohe Mannesgestalt in seltsamer Kleidung. Ein grosser Sombrero sitzt noch auf dem braungebrannten, bärtigen Kopf und an den Schuhen klimpern silberne Sporen.

„Karl?“ fragt die alte, einsame Frau mit zitternder, zögernder Stimme, die kolossale Gestalt fragend anblickend.

Ohne ein Wort zu sagen umarmt der Sohn sein teures Mütterchen. . .

Da schreit auf einmal in strafendem Tone jemand vom Fenster her: „Karl, wo bist Du denn gewesen?“ Das war eine uralte Erinnerung des grünfederigen Schwätzers.

Und die Magd, die nicht gewusst hatte, weshalb der fremde Mann an ihr vorbei und die Treppe hinaufstürmt, ist ihm bis zur Thür nachgefolgt. Jetzt steht sie dort und wischt sich die Augen mit ihrer kattunenen Schürze.

Die Einsamkeit aber fühlt sich auf einmal höchst überflüssig hier und ist gerade eben mit dem dichten Rauch zum Schornstein hinausgesegelt. . .

Es ist fast Mitternacht.

In den Kirchtürmen stehen die Küster mit der Uhr in der einen und dem Glockenstrang in der anderen Hand, um das neue Jahr, sobald es anbrechen sollte, würdig zu begrüssen.

In dem schönen Hause, nicht weit von hier, da ist noch helles Licht im Wohnzimmer, und harmonische Choral-Akkorde, von mächtiger Hand angeschlagen, dringen in das Schneewetter heraus.

Als gleich darauf das neue Jahr hier vorbeizog, blieb es einen Augenblick wie angewurzelt stehen, schaute zu dem grossen Mittelfenster hinauf und horchte andächtig zu. Dann lächelte es freudig auf, nickte wie zum Gruss und zog, den eben gehörten Choral: „Nun danket alle Gott!“ vor sich hersummend, vielversprechend weiter seine weite Strasse, als ob es eben den herzlichsten Glückwunsch empfangen hätte. . .

Der Missionar von Blukato.

I.

Hinter der fernen Bergkette ging die Sonne zur Ruh; bald darauf stieg der Nebel, langsam und unhörbar; und in die Hacienda Del Norte zog der Abendfrieden ein. . .

Seitdem der Colonel sie verlassen hatte, war dort alles seinen gewöhnlichen Gang weitergegangen, ohne dass etwas Besonderes vorgefallen wäre. Bill Moss hatte, als der Zuverlässigste, die Vormannsstelle überkommen und regierte das kleine Königreich mit seinen Tausenden von Rindsvieh- und Schafsköpfen nebst deren Hütern mit ebensoviel Umsicht wie Thatkraft. Er hatte sich von Wang, dem Chinesen — welcher vor Jahren, ehe er das „Goldland" für das „Himmlische Reich" eingetauscht, drüben auf den Strassen von Hongkong als Barbier des Kopfes, des Gesichts, und als Ohrenputzer sein Leben gefristet —, sein Haar und seinen Bart stutzen lassen, was ihm in seinen eigenen Augen ein seiner neuen Würde gemässeres, vorteilhafteres und seinem Vorgesetzten ähnelndes Aussehen verleihen sollte. Er drehte seinen Schnurrbart, wie der Colonel

es gethan, nach oben, ritt dessen Pferde und führte beim Essen den Vorsitz, indem er sich bequem in den schönen Armstuhl niederliess und sich ab und zu mit der gestickten Serviette, die Wang nach alter Gewohnheit immer noch an den obersten Platz legte, den Mund, den Bart und, wenn es nötig war, auch die Nase wischte.

Das Lieblingsgespräch während den Abendmahlzeiten drehte sich natürlicherweise um die abwesende Person des Eigentümers. Eine Schiesserei mit herumstreifenden Indianern oder feindseligen Cowboys, oder die Nachricht eines Viehraubes vonseiten der Mexikaner wurde mit einigen Sätzen abgemacht, aber vom Colonel konnten sie sich den ganzen lieben langen Abend erzählen, und immer wieder tauchten neue Anekdoten über ihn auf, oder wurden alte in neue Worte gekleidet, die niemals ihre beabsichtigte Wirkung verfehlten.

Eine besonders beliebte Unterhaltung aber bietete ihnen Bills Bericht über die Abreise des Colonels, der Ritt nach der Postkutsche, der durch das oftmalige Wiederholen eine erstaunliche, aber nichtsdestoweniger höchst willkommene Länge erreicht hatte und jedesmal neue Zuthaten und Vervollständigungen erlitt. Sobald der Erzähler mit seiner Geschichte da anlangte, wo der Colonel und er sich zu Pferde setzen und davonjagen wollten, hielt er regelmässig inne, drehte sich den stachlichten Schnurrbart wieder in Positur und wartete auf eine Frage, die hier, allerdings jedesmal von einem andern, eingeschaltet zu werden zur Gewohnheit geworden war.

Auch am Abend, an dem wir die uns schon bekannte Hacienda Del Norte wieder besuchen, geschah dies. Die Frage lautete:

„Und was sagte dann der Colonel, als wir alle aus den Betten geflogen kamen und unsere Siebenschiesser ausleerten?“

Zunächst folgte dieser Frage eine Stille, die selbst der Chinese draussen in der Küche erfahrungsgemäss nicht wagen durfte, zu unterbrechen; denn als es sich einmal so unglücklich traf, dass er zu dieser Zeit gerade eine mächtige Schüssel mit Gemüse hereinzutragen im Begriffe stand, wurde er mit gar nicht übertrieben sanfter Gebärde mitsamt seinem dampfenden Gericht in einer, wie ihm schien, beispiellos kurzen Zeit in sein duftendes Revier zurückspediert, dass er lange nachher noch jeden Knochen spürte und bis zum heutigen Abend mit umwickeltem Kopf umherschlich.

Als die Pause lange genug gewährt hatte und das Folgende mit gehörigem Nachdruck vorgetragen werden konnte, fuhr der Erzähler fort:

„Ihr wisst ja, wir beide, ich und der Colonel, wollten fort, ohne dass Ihr es merken und im Schlaf gestört werden solltet. ‚Bill, sei leise, ganz leise, dass die Jungens nicht aufwachen!‘ sagte er ab und zu, ‚sonst kommt's ihnen morgen zu hart an, wenn sie den ganzen Tag auf den Pferden hocken müssen!‘ Wir machten so schnell wie wir konnten; der Colonel ging immer auf den Zehen, und ich auch — sehet *so*‘, und dabei sprang er vom Stuhl auf und gab sich alle erdenkliche Mühe, auf den Spitzen seiner Füsse um die Tafel herumzudefilieren,

was ihm das Blut ins Gesicht trieb und seinen Kopf, wegen der Verlängerung des an und für sich schon ungemütlich langen Körpers, mit der Zimmerdecke in Berührung brachte und jedesmal einen dumpfen Krach und eine Erschütterung des ganzen Gebäudes nach sich zog. Die Gesellschaft aber folgte mit glitzernden Augen dieser sonderbaren Vorstellung, und als er geendet und sich wieder gesetzt, entwich ihren rauhen Kehlen ein langgedehntes:

„Hehehe—hehee!“

Doch die Stille war bald wieder hergestellt, und Bill zog seinen Faden weiter.

„Aber als wir gerade auf den Pferden sassen, da kamt Ihr herausgedonnert wie eine Herde Stiere, in die eine Panik gefahren, und machtet einen Skandal, dass man meinte, die ganze Garnison von Fort Apache hätte auf einmal losgedrückt und man es drüben auf der Hacienda Meyer hören konnte. Aber hat das den Colonel gefreut! Ihr hättet ihn nur lachen sehen sollen!“

Hier machte der Erzähler ganz selbstverständlich eine Grimasse, die das Lachen des Colonels verdeutlichen sollte, die aber selbst diesen leichtgläubigen Zuhörern ein bisschen übertrieben zu sein schien, denn das Mundwerk des Riesen that sich so unergründlich weit auf, dass die übrigen Teile des Gesichts fast vollständig dahinter verschwanden und sein ganzer Kopf aus einem ungeheuern Schlund und nichts weiter zu bestehen schien.

Nachdem das Gesicht wieder erschienen war, fuhr der Eigentümer desselben fort:

„‚Bill!‘ sagte dann der Colonel zu mir,

‚Bill! Es ist aber doch grossartig! Vor den Jungens kann man auch nichts geheim halten. Die sind so pfiffig und haben ihre Ohren, auch wenn sie schlafen, so weit auf, *wie ein Elefant!*‘“

Die letzten drei Worte rief er gewöhnlich noch einmal so laut wie die vorhergehenden, hielt dann plötztlich still und betrachtete sich die Wirkung, die dieser Passus seiner in seinen Augen unvergleichlichen Geschichte auf seine Zuhörer ausübte. Diese waren ausser sich vor Vergnügen über die Schmeichelei des Colonels, und einer rief:

„‚Wie ein Elefant!‘ sagte er so, Bill?“

„‚Ja, ganz gewiss, Jungens, das sagte er: ‚*So weit auf wie ein riesiger, grossmächtiger, indischer Elefant!*‘“ verbesserte er sich.

„Hahaha! Das ist gut! Wünscht’ ich hätt’s gehört! Hehehe! Thät meinen neuen Colt drum geben! — Du nicht auch, Jim?“

„Ge—wiss! Hehehe—hehee!“

Die Heiterkeit wollte nicht enden. Sobald einer einigermassen abgekühlt war, bekam der andere den Lachkrampf und brachte längere Zeit keine zwei Worte heraus. Endlich ermannte sich einer und sagte, während er seine thränenden Augen mit den wollenen Hemdsärmeln wischte:

„Das war gut! Beste, was ich je gehört hab’! — Jetzt erzähl’ weiter, Bill!“

„Well, dann ritten wir, ich und der Colonel, was Hidalgo und Donna laufen konnten, bis an den Fluss, wo die Stage vorbeikommt. Wir kamen etwas zu früh, denn es waren noch keine frischen Räderspuren im feuchten Sand

zu bemerken. Der Colonel schärfte mir dann noch ein, das wir seinen Freund, den Missionar von Blukato, wenn immer er kommen sollte, recht artig behandeln, ihm sein eigenes Zimmer überlassen und das Beste vorsetzen sollten, was die Hacienda bieten könnte. Schliesslich gab er mir noch Instruktionen, wie ich das und das zu machen habe, stieg vom Pferde und sagte mir, ich solle jetzt zurückreiten, Euch einen schönen Gruss ausrichten, und Ihr solltet Euch gut vertragen und ihn nicht vergessen — er thäte Euch auch nicht vergessen."

„Ihn — den Colonel vergessen! Thäte eher vergessen wie man einen Revolver anpackt, oder dass ich Jim Rogers von Missouri bin!"

„Ich hab' kein Pferd gesehen, das er nicht beim ersten Versuch gebändigt hätte!"

„Und wisst Ihr noch, wie er die zwei Puma oben in den Felsen auf hundert Schritt mit zwei Kugeln so tot machte, wie eine Ratze?"

„Gewiss! Es war am 25. September. Das könntest Du nicht fertig bringen, Jim, he?"

Der Gefragte gab ohne Umschweife durch Kopfschütteln zu, dass er das nicht hätte fertig bringen können, obwohl er als der beste Schütze im Umkreise von hundert Meilen bekannt war und früher einmal eine Wette um seinen besten Winchester gegen einen alten machen wollte, dass er einen Grashüpfer, der auf der Spitze einer der fernen Berggipfel sässe, von der Hacienda aus mitten durchs Herz schiessen könne, — welche Herausforderung damals viel von sich reden machte, die aber trotsdem niemand anzunehmen das Herz hatte.

„Und wie konnte der Colonel schön singen!

Wette der Patrick, oder wie der Kerl heisst, der einmal in Frisco gesungen und den zu hören Whistling Joe von der Hacienda Meyer ein halbes Dutzend Pferde verdorben hat — ich wette der ist nichts gegen den Colonel!"

„Meinst die Patti — haha! — die ganz gewiss nicht."

„Er brauchte ja bloss zu pfeifen, da hörten die Spottvögel bis nach Texas hinein auf mit ihrem Geschnatter!"

So ging das noch längere Zeit fort, bis einer es nicht erwarten konnte, den schon so oft gehörten Schluss von Bills Geschichte zu vernehmen.

„Nun — und bist Du dann heimgeritten, Bill Moss?"

„Ja — als der Colonel mir das gesagt hatte, drehte ich um und jagte mit Hidalgo zurück. Ich hatte meine liebe Not, das Tier mitzuzerren; weil es so an den Colonel gewohnt war, wollte es nicht ohne ihn fort. Als ich beim Lone Rock angelangt war, hielt ich still und horchte, ob etwas zu vernehmen war, denn sehen konnte man nichts. Auch die Pferde spitzten die Ohren; Hidalgo wieherte und schlug sich die Flanken ungeduldig mit dem Schweif. Bald hörte ich die acht Bronchos schnaufen und das Rädergerappel. Plötzlich aber verstummte alles — doch nur einen Augenblick lang, dann knallte Elija Winds Peitsche und — — —

„Was war das eben? Habt Ihr nichts gehört? Horcht!" unterbrach Bill seine Erzählung.

Alles horchte auf. Ein unregelmässiger

Pferdetritt liess sich vernehmen, der, obwohl er dumpf erklang, doch näher zu kommen schien.

„Hahaha! Was für ein Trott!“ platzte einer laut lachend heraus. „G'rad' wie ein Kamel!“

„Oder wie eine Antilope, der die Windhunde die Flechsen an den Hinterbeinen durchbissen haben!“ bemerkte ein anderer.

„Ein lahmes Pferd ist's, Ihr dummen Jungens, nichts weiter!“ übertönte sie Bill Moss mit gewohnter Autorität. „Und es trägt eine ziemliche Last dazu.“

Er fuhr sich mit der Serviette über das Gesicht und ging zur Thür, nachdem er noch seinen Revolver aus dem Gürtel gezogen hatte.

„Wer ist da?“ rief er mit Donnerstimme.

In dieser Gegend wird stets eine sofortige Antwort verlangt, wenn nicht der Revolver dieselbe übernehmen soll. Und prompt kam die Antwort zurück und zwar in einer tiefen, weichen Stimme, die in grösstem Kontrast zu der des Fragestellers stand:

„Der Missionar von Blukato, mein Freund!“

Wie der Blitz drehte Bill sich um, zog ein erstauntes Gesicht, steckte die blanke Waffe rasch ins Futteral und flüsterte im leisesten Tone durch schiefgedrehtem Munde ins Zimmer zurück:

„Hört Ihr's, Jungens! Der Missionar — dem Colonel sein Freund!“

Dann verschwand er im Nebel draussen, während die übrigen sich hinter ihm drein drängten, ein jeder mit den Worten auf den Lippen: „Der Missionar von Blukato!“

II.

Ja, ja! — der Missionar von Blukato!

So heisst er am Gila, so heisst er am Colorado; so heisst er in den Städtchen, in den Niederlassungen hüben und drüben; so heisst er dort, wo die kleine Adobehütte sich an den Fuss der Sierra lehnt, und dort, wo inmitten Palmenhainen, im Thale eines lieblich plätschernden Gewässers, die reiche Hacienda steht. Auch dort die Kaktushecke, die mit prachtvollen roten und weissen Blüten bedeckt ist, die von anderswo auf diese stechenden, staubigen Blätter und Stämme gezaubert scheinen, — sie kennt ihn wohl, hat schon oft ihm eine Blume abgegeben, die er als einen Wüstengruss mit sich genommen. Und jene Palme am Horizont hat ihn gar manches Mal beobachtet und ihm Kühlung zuzuwehen versucht, wenn er die sandige, von der Sonne durchglühte Fläche von Horizont zu Horizont auf müdem Ross durchritt. Ja, auch die Sterne und der Mond am azurnen Nachthimmel kennen ihn, und wenn er so allein und schweigsam auf der stillen Bahn einhergetrabt kommt, dann fragen sie sich wohl, ob er sich sehr, sehr einsam fühle, und verdoppeln gar eilig die Stärke ihres Lichtes, damit er den kaum sichtbaren Pfad nicht verfehlen und die drohenden Erdrisse beizeiten sehen möchte. . .

Vor einigen Stunden schon hatte er die Hacienda Meyer verlassen, sein Pferd war jedoch lahm und trottete langsam und mühsam vorwärts; nur als beim letzten Aufleuchten der

Sonne die weissen Gebäulichkeiten von Del Norte sichtbar wurden, schien bei der Aussicht auf ein Nachtlager unter Dach und reichlichem, sich nie dem Ende zuneigendem Futter- und Wasservorrat der alte Klepper neuen Mut zu bekommen, denn er hob den Kopf um einige Linien, setzte seine Augen starr auf das Ziel vor sich, als ob er fürchte, es sei ein Traumbild, das verhauchen könnte, wenn er sich nicht irgendwie daran festklammere, und klapperte verhältnismässig flink über den Weg, ohne auf etwas anderes zu merken.

Und der Missionar freute sich auch!

Er hatte, wie wir wissen, seinen früheren, jahrelang nicht gesehenen Schulfreund ganz unerwartet am Tage vor Weihnachten getroffen, als er auf dem Wege zur Hacienda Meyer war, wohinzukommen er durch einen reitenden Boten aufgefordert worden war. Er hatte nicht die blasseste Ahnung davon gehabt, dass der hier in dieser wilden Gegend, fern ab von dem behäbigen Leben der Grossstadt, fern ab von allem, was dem in vornehmen Kreisen aufgewachsenen jungen Freund sonst so unentbehrlich gewesen war, lebe, ja, schon seit Jahren gelebt habe. Er hatte Karl auch nicht gleich erkannt, als er ihn am Flusse traf und sich von ihm den Weg zur Hacienda Meyer weisen liess. Natürlich nicht! Der grosse, kräftige, bärtige, mit Waffen aller Art ausgerüstete, regelrechte Cowboy, der das wilde, fast noch zu junge Pferd mit einer nur durch jahrelanger Uebung zu erlangenden Geschicklichkeit, wie spielend lenkte und bezwang, hatte keine Spur von Aehnlichkeit mehr mit jenem zarten, schmäch-

tigen, verzärtelten Jungen gehabt, der stets in gewählten Kleidern einhergegangen und nur auf Pferden geritten war, die extra für ihn zugeritten und geduldig wie ein Lamm gewesen waren. Aber als er dessen Stimme gehört, dieselbe Stimme, die ihn früher so oft gerufen, und dazu in die Augen gesehen, die er früher schon gerne angeschaut, weil sie so dunkel gewesen und so furchtlos geblickt, da war es ihm plötzlich ganz sonderbar zu Mute geworden, die widersprechendsten Gefühle hatten im Nu seine Seele in Besitz genommen. „Wie? könnte es möglich sein? — Nein, so etwas ist unmöglich! — Aber doch, die Nase, die Augen, alles ist mir bekannt — und alles wieder fremd! — Unsinn! das sollte der schwächliche Knabe von ehedem sein? Nein! — Und doch, und doch!“ Er war dann ein wenig vorgeritten, um ihm besser ins Gesicht sehen zu können, und ein Freudenruf hatte sich seiner Brust entrungen, als eine Narbe auf der Stirn, die sein Freund einst bei einem Fall im Schulhofe davongetragen, da sie zusammen gespielt, die erwünschte Gewissheit verschafft hatte.

„Was thust Du hier, Karl?“ hatte er gefragt und seine Hand demselben entgegengereicht.

Der Reiter hatte erstaunt sein Gegenüber angestarrt, aber beim Klang dieser schönen Stimme hatte auch sein Herz zu pochen angefangen, doch war es ihm unmöglich gewesen, dieselbe gleich zu platzieren. Es hatte ihm geahnt, dass es ein lieber Freund sei, den er getroffen, aber welcher? Das tanzende Pferd hatte die Erregung seines Herrn am

meisten verspürt, denn es hatte sich unter dem Schenkeldruck desselben hoch aufgebäumt.

„Was ich hier thue? Ich wohne hier! Aber — aber Du, wer bist Du eingentlich, und was thust Du hier?“

„Denke an den Schulhof, wo Du Deine Narbe bekom—“

„Ah! G—georg?“

„Ja, gewiss — der Missionar von Blukato!“

Karl war sofort vom Pferd herunter gesprungen und hatte die Hand des Missionars in der seinen gehabt.

„Der Missionar von Blukato bist Du! Ich habe schon so oft von dem gehört, und kam doch nie dazu, ihn zu sehen. Aber niemand kannte hier den Namen desselben, man sprach nur immer vom ‚Missionar von Blukato‘. Neulich erst traf ich einen Reisenden, der sagte mir, dass ‚der Missionar‘ einen Umweg von vielen Meilen gemacht habe, um ihm einen Uebergang über den Bergrücken zu zeigen — und dieser Mann bist Du?“ . . .

Darauf waren sie langsam am Ufer des Flusses entlang geritten, Pferd an Pferd gedrängt, und hatten sich ihre Erlebnisse erzählt, Erinnerungen aufgefrischt aus der Jugendzeit.

„Also Du warst kein einziges Mal zu Hause, seitdem Du nach dem Westen gekommen?“ hatte zuletzt der Missionar gefragt.

„Nein. Zuerst durfte ich gesundheitshalber nicht, und jetzt — ich wollte zu Weihnachten heim — und nur jemand, der jahrelang in der Wildnis, unter rauhen Menschen, ohne je ein bekanntes Gesicht zu sehen, gelebt hat, kann ahnen, wie gern ich gegangen wäre — aber da

kamen die mexikanischen Schurken über den Gila und stifteten Unruhe unter den Herden an. Sie müssen irgendwo einen guten Fang gemacht haben, denn es ist jetzt wieder ruhiger — aber leider für mich auch zu spät!"

„Für Weihnachten freilich, Weihnachten ist morgen; aber bis Sylvester könntest Du immer noch heimkommen!"

„Glaubst Du?"

„Sicher! Wenn Du morgen früh die Stage erwischst, die hier in der Nähe durchkommen muss, und wenn Du zur Zeit für den Zug in B. ankommst — kannst Du noch vor Jahresschluss zu Hause sein."

„Du hast recht — hast recht! Und ich glaube, ich versuch's auch. — Aber wie wär's, wenn Du mitgingest, Du bist schon länger hier als ich!"

„Ich — ich kann nicht, bin kein so freier Mann wie Du. Zumal in dieser schönen Festzeit steht es ganz und gar ausser Frage. Morgen predige ich auf der Hacienda Meyer und dann muss ich einen neuen deutschen Ansiedler in der Nähe des Gila besuchen, der nach mir verlangt hat."

Damit waren die Zwei am Wege angelangt gewesen, der stracks zur Hacienda Meyer führte. Dort hatten sie gehalten.

„Auf alle Fälle aber kommst Du nach Weihnachten zu mir auf die Hacienda Del Norte. Wenn ich wirklich abgereist sein sollte, werden Dich meine Leute als einen Freund aufnehmen. Auch musst Du mir ein- für allemal versprechen, mich zu besuchen, so oft Du kannst."

Der Missionar hatte es ihm mit Freuden versprochen — und nun stand er im Begriff, die Besitzung seines Freundes zu betreten. Fast kam es ihm vor, als sei er der Heimat ganz nahe gerückt, der Heimat, die er so lange nicht gesehen und die er so weit entfernt wusste. Er fragte sich tausendmal, ob Karl wohl abgereist sei? Er nahm es als selbstverständlich an. Wäre es aber nicht zu schön, wenn er ihn auf der Hacienda noch vorfinden würde! Welch unerwartet schöner Schluss des Jahres würde es sein, wenn er ihn im trauten Gespräch mit seinem Freund verbringen dürfte. Er hatte tausend Fragen aufgestapelt, die er auf ihn loslassen wollte, und immer kamen neue hinzu und vertrieben die alten. Wo sollte er anfangen, wo enden?

Vertieft in solche Gedanken, merkte der Missionar nicht, wie sein Pferd eilig in eine Palmenallee humpelte und instinktsvoll auf das Gebäude zuhielt, dem ein Lichtschimmer durch die offene Thür entwich, bis eine Bärenstimme ihn zum Bewusstsein brachte, der er ohne Zögern Bescheid gab.

III.

Im Scheine der Stubenlampe, der durch den Nebel kaum ein paar Schritte weit drang, wurde ein fast kleiner mexikanischer Pony sichtbar, auf dem eine Mannsgestalt sass.

„Kalkulier“, sagte Bill zu dieser, „Sie kommen von der Hacienda Meyer. Der Colonel hat uns verzählt, Sie wären dorthin geritten—“

„Zu predigen!“ ergänzte einer aus dem herzudrängenden Haufen, dem die „spassige“ Sache von damals noch im Gedächtnis sass.

„Ja, ich komme von der Hacienda Meyer. — Aber sagt mir, ist der Colonel nach Hause gereist?“

„Heisst das, zu seiner Mutter — ja! Hab' ihn selbst bis zur Stage begleitet!“ sagte Bill mit grosser Wichtigkeit.

„Also ist er wirklich heim! Ah! das — das freut mich!“ bemerkte der Missionar fast träumend.

Er freute sich auch wirklich für seinen Freund und dessen Mutter. Aber seinen eigenen soeben gehegten lieblichen Traum sah er zerfliessen in nichts, in Nebel. Nach fünf Jahren hatte er den ersten Bekannten getroffen, einen Mann, den er in der Jugend gekannt und mit dem er hätte von Dingen reden können, von denen kein Mensch in dieser Gegend, wo immer er auch hingeritten wäre, etwas wusste. Er hätte sich gern einmal ausgesprochen, hätte gern einmal gesungen mit ihm die alten Lieder wieder, die sie früher zusammen einstudiert. Wie anders hätte das gelautet, als wenn er sie allein, zu der schleppenden Gangart seines Rosses auf seinen langweiligen Ritten hersummte! Ja, träumte er, das klingt, das schallt doch eigentlich sehr verloren auf der Sandebene, — ein Wüstengesang ist es, dem das frische Grün fehlt, ein trockener Ton ist es, in dem kein Leben ist. Er wunderte sich, dass das ihm erst jetzt so deutlich vor die Seele trat. Nie hatte er es so empfunden, wie jetzt, nachdem er diesen Freund getroffen. Es

war, als hätte ihm Karl das Heimweh eingeblasen. Noch nie war ihm so weich ums Herz. Zuerst, als er hierher in die Wildnis gesandt worden war, hatte er sich mit grossem Eifer in die Missionsarbeit gestürzt, hatte keine Zeit auf irgend etwas anderes verwandt. Er dachte nicht ans Heimgehen, nicht an Heimweh, sondern sah nur seine Arbeit, den Zweck seines Hierseins vor sich. Und so war die Zeit vorübergezogen — fünf Jahre wohl, oder waren es mehr? — er hatte es nicht gemerkt. Da traf er plötzlich seinen Freund Karl — und wie der Blitz kamen ihm diese Gedanken, sonderbare Gedanken. Auf einmal schien es ihm eine unermesslich lange Zeit, die er in der Fremde zugebracht. Er konnte es im Augenblick gar nicht begreifen, wie er es hatte hier aushalten können, ohne zu vergehen. Er sah sich auf seinem armseligen Pony durch die Sandwüsten, durch ein Steinchaos nach dem andern reiten, Tage und halbe Nächte nicht ruhend, sein Lager stets wo anders findend und seine Nahrung in fremder Hütte entgegennehmend. Ah, wie gut, wie bequem, wie schön hatten es doch die zu Hause. Zu Hause! Eine heisse Sehnsucht ergriff ihn. Sein Pferd wollte er spornen und reiten, reiten, reiten, Tag und Nacht, Nacht und Tag, ohne Aufhören, ohne Rast, bis er dort, dort zu Hause angelangt sei. . .

Eine Hand berührte seinen Arm. Er blickte auf — und schämte sich seiner Weichheit. Er hielt vor dem Hause seines Freundes, alle Bewohner desselben waren herausgekommen, ihn zu begrüssen, und er träumte derweil auf

seinem Pferd, das lahm und müde war, und hörte nicht auf die Fragen des grossen Mannes.

„Kalkulier', Sie sind hungrig, he?" fragte Bill zögernd zum zweitenmal, denn er wusste nicht, wie er das Sinnen, das in-den-Nebel-starren des Missionars deuten sollte. „Steigen Sie ab und kommen Sie 'rein."

„Danke, mein Freund, danke — sogleich! Wo kann ich mein Pferd hinstellen?"

Es war dieselbe ruhige, tiefe, weiche Stimme, die sie vorhin gehört und von der nachher Watkins behauptete, dass sie wie eine Kugel „kerzengerade in die Herzmitte 'reinspringe".

„Ihr Pferd besorgt jemand anders!" Und zu einem nahestehenden Cowboy gewendet, rief er sofort: „Bringe den Klepper da in Jumbos Stall und gieb ihm reichlich Futter, dass er sich ein bisschen 'rausfressen kann — der sieht ja schlimmer aus als ein halbverhungerter Coyote!"

Der Missionar stieg ab und schritt leichten Fusses hinter Bill her, die Stufen der Veranda hinauf. Man konnte seine Gestalt nicht genau erkennen, und doch waren alle die rauhen Männer neugierig, wie des Colonels Freund aussehen möchte. Aller Augen waren daher auf ihn gerichtet, als er über die Schwelle in das Essgemach trat. Aber welch ein Erstaunen malte sich auf den Gesichtern ab, als der nicht gerade grosse aber sehnige junge Mann in staubbedecktem Habit vor ihnen im Zimmer stand und, freundlich nickend, sie begrüsste! Sie hatten bisher nur einen Missionar in dieser Gegend gesehen, und das war Pater Francesco von St. Bernandino, welcher

auf einem Esel angekommen, dick und fett war, eine weite Kutte trug und an den Füssen eine angebundene Sohle. So etwa angethan, hatten sie sich auch den Missionar von Blukato gedacht. Aber wie hatten sie sich getäuscht! Erstens ritt er keinen Esel, zweitens trug er einen Sombrero, wie sie selbst, ein wollenes Hemd, graue Hosen, hohe Stiefeln mit Sporen, und dann hatte er etwas in seinem Wesen, das an den Colonel erinnerte: man sah nämlich trotz seinem sonnverbrannten Aeusseren sofort, dass dieser Mann nicht sein ganzes Leben im freien zugebracht hatte.

„Sie sind der Missionar von Blukato!“ fragte Bill Moss erstaunt, ihn von oben bis unten musternd.

„Jawohl, der bin ich, und wie mögt Ihr wohl alle heissen?“ erwiderte der freundlich, sich im Kreise umblickend.

Es war nicht gerade die Art dieser rauhen Männer, einen jedem Fremden gleich ihre Namen beim Eintritt entgegenzurufen und ihm freundlich zu thun; aber dies war des Colonels Freund, und ausserdem klang die Frage so natürlich und selbstverständlich, und der Blick des Ankömmlings war so herzlich, dass wie auf Kommando einer nach dem anderen seinen Namen murmelte, als ob eine unsehbare Gewalt sie dazu zwinge.

„Bill Moss von Kentuck'!“
„Jim Rogers von Missouri!“
„Pat Ryan von Viginny!“
„Will Watkins von Connetticut!“
„Blower Bigtoe von Illinois!“
„Hickory George von Can'da!“

„Mike Hill von Frisco!“

„Gab. Goose von Arkansas!“

„Frank Swamp von Louisiana!“

Der Missionar drückte allen die Hand und setzte sich an den ihm angewiesenen Platz. Der Chinese hatte schon ein neues Gedeck an des Colonels Platz gelegt, dampfende Speisen hereingebracht und eine neue Serviette hervorgezaubert, und während Bill Moss wieder an seinen alten Platz hinunterrutschte, liess es sich der Missionar wohl schmecken, nachdem er sein kurzes, stilles Tischgebet gethan.

„G'rad' wie der Colonel!“ raunten die Leute am Tisch einander leise sich zu, als sie letzteres unter ihren buschigen Augenbrauen hervor beobachtet hatten. Sie waren bereits fertig mit ihrer Mahlzeit und lagen der Beschäftigung des Cigarettenrauchens und des Waffenputzens ob. Es herrschte eine eigentümliche Stille, die nur hin und wieder durch eine Frage des Missionars und der Beantwortung derselben vonseiten Bills unterbrochen wurde.

Nachdem auch der Missionar gesättigt war, kam gerade der Mann herein, der das Pferd versorgt hatte. Er berichtete, dass er es in den Stall getragen habe, da es kaum mehr habe laufen können. Ein unterdrücktes Lachen zog durch den Raum.

„Ich fürchte, ich muss mich bald von dem braven Tiere trennen; es war jetzt mehr als fünf Jahre mein Begleiter!“ sagte der Missionar.

„Sie reiten wohl weit herum?“ fragte Bill.

„Ich komme von Blukato, wo ich eigentlich wohne und wo ich öfters bin als wo anders,

da dort die meisten Leute sind. Von hier aus muss ich zum Gila hinunter.“

Die Männer sahen ihn gross an. Zu dieser Zeit war die Gilagegend wegen der Mexikaner berüchtigt.

„Kalkulier', haben eine gute Waffe bei sich?“ fragte einer.

„Versteht sich — die beste, die man haben kann!“

„Einen Colt? So einen?“ und damit hielt der Fragende einen blitzenden Revolver über den Tisch. Das war nämlich eine brennende Frage, welches die beste Waffe sei.

Der Missionar lächelte und sagte: „O nein, mein Freund!“

„Dann wohl einen englischen — hier, diese Sorte?“

„Auch nicht!“

„So einen? — So einen? — So einen?“ fragten sie nacheinander, immer andere Arten zum Vorschein bringend — grosse, kleine, dicke, lange.

Als aber der Missionar immer noch seinen Kopf schüttelte, brüllten sie neugierig im Chor:

„Einen ganz neuen? Ist er wirklich gut?“ Und Jim Rogers von Missouri setzt hinzu: „Trifft er auf hundert Schritt, ohne dabei ein Haar zu sinken? Wenn Sie nichts dagegen haben, kalkulier', könnten ihn 'mal probieren? — dort an der Wand läuft 'ne Spinne —“

„Meine Waffe, Freunde, ist nicht eine derartige — auch keine neue, sondern ganz alt, ganz alt!“

„Well, well, Jungens, das geht über mein

Hochwasserzeichen — ich geb's auf!" sagte Watkins, und selbstverständlich schlossen sich die anderen diesem Bekenntnisse an.

Noch lächelte der Missionar, aber auch ein tiefgefühltes Mitleid sprach aus seinen Zügen, indem er sagte:

„Ich habe keine Waffe bei mir, wie Ihr sie Euch denkt. Sie ist unsichtbar."

Diese Worte verursachten, dass die Augen erst recht aufgerissen wurden. Es war dies eine sehr interessante Unterhaltung für sie. Keiner, ausser dem furchtsamen Pat Ryan, glaubte in Wahrheit an eine zaubernde Kraft. Aber dies war seltsam — eine unsichtbare Waffe! Ein Bowiemesser trugen viele in den Stiefelschäften. Das war auch ein alter Weg, soweit stimmte das. Aber man konnte da fast immer den Griff desselben erspähen, wenn man ein wenig scharf hinsah. Also unsichtbar konnte man die nicht nennen — es musste etwas anderes sein.

„Well — spuck's aus!" sagte einer, dem's zu lang wurde und der alle Ceremonie vergass.

„Nun gut", antwortete der Missionar langsam und deutlich, indem er sich weit vorbeugte und die lauernden Männer über den Tisch mit festem Auge ansah, „hört wohl auf: *Meine Waffe ist mein Gebet und mein Schutz Gott im Himmel!*"

Diese wenigen Worte waren mit einer solchen Ueberzeugung und solcher Festigkeit geäussert, dass eine tiefe Stille ihnen folgte, und ein jeder, der seinen Mund zum Lachen verzogen hatte, unwillkürlich sich zusammennahm und seine Heiterkeit bemeisterte.

Endlich liess sich eine Stimme vernehmen. Es war die Watkins', des Rätzellösers, der sich gewohnheitsgemäss in die Sache vertiefte. Seine Hand fuhr schnell durch den schneeweissen, langen Bart, der sich dadurch ins Unendliche zu verlängern schien und der das verbrannte, lederartige Gesicht wie zäher Schaum umrahmte.

„Gott im Himmel", sagte er weise aber ohne aufzusehen, „well, wenn der im Himmel ist, kalkulier', dann kann der doch nicht bei Ihnen sein, wenn Sie über die Buttes reiten und ein Indianer mit 'nem Winchester hinter 'nem Steinblock liegt, Herr Missionar?"

Ueber diese philosophische Ausführung ihres Denkers entzückt, warteten die Männer nun gespannt, was der Missionar dagegen wohl sagen könne.

Der aber war nicht im geringsten betroffen, sondern erwiderte sanft: „Doch, mein Freund, der ist überall, überall — draussen auf der Prärie, in der Sandwüste, auf den Buttes, den Sierras — und auch bei Euch, hier auf der Hacienda Del Norte, obgleich Ihr ihn nicht sehet. Ja, Gott ist überall; er hört alles, er sieht alles, er weiss alles. Er hält alles in seiner mächtigen Hand. — Und was den Indianer betrifft, dem legt er, wenn er will, eine Schicht Nebel vor die Augen, oder thut sonst etwas, dass der nicht zielen oder nicht treffen kann, oder mich gar nicht bemerkt. Mir hat noch niemand ein Leids zugefügt!"

„Well, well, das ist sonderlich!" sagte Watkins mit besiegter Miene.

„Das, glaub' ich, hab' ich schon einmal ge-

hört sagen, als ich ganz klein war, oben in Kentuck'", bestätigte Bill Moss, der bis jetzt schweigend dagesessen hatte.

„Was Du nicht sagst!" fiel jemand ein.

„Faktum! Aber ich hab's halber vergessen. Ist auch schon lange her. Mit Mammy ging ich manchmal in die Kirche. — Was sagt Ihr, Jungens", fuhr er plötzlich lauter fort, „was sagt Ihr, wenn uns der Missionar 'mal mehr — davon erzählen thät? Keiner von Euch will jetzt schon zu Bett, he?"

Auf die letzte Frage erfolgte ein allgemeines Kopfschütteln, während die erstere mit einem „Wenn er will!" beantwortet wurde.

Auf eine solche Gelegenheit hatte er gerade gewartet. Nichts lieber als das! Hatte er auch schon die Weihnachtspredigt ein dutzendmal kurz nach einander gehalten — wie sollte die ihm je zu viel werden!

Er blieb sitzen, wo er sass, sprach aber mit beredten, eindringlichen und ernsten Worten von seinem Schutz und Schirm, von Gott dem Schöpfer, Erhalter, Regierer, und seinem einigen Sohn, Jesum Christum, den er in die Welt gesandt, dass er für unsere Sünden leide und sterbe.

Die Umgebung hatte es sich bequem gemacht. Ihre Cigaretten dampften, und sie selbst bliesen Ring auf Ring zur Decke hinauf, oder jagten zwei dicke Rauchwolken durch die Nasen. Hin und wieder rollte einer eine Cigarette mehr und warf sie über die Tischplatte zum Erzähler hin, die dieser dann auch, der Sitte gemäss, ohne weiteres entzündete und zu Asche brannte. Jim Rogers war der

einzige, der noch an einem Pistol herumhantierte. Ab und zu schlürfte der Chinese herein, eroberte sich leise ein Gerät vom Tisch und verschwand damit, dabei jedesmal eine entsetzliche Angst ausstehend, mit irgend einem Schuhwerk in unangenehme Berührung zu kommen, oder das Ende eines Lassos auf dem Rücken zu spüren. So still und sanft, wie heute, war es nie zugegangen, seitdem der Colonel fort war. Ja, es war eigentümlich still. Nur ab und an wieherten die Pferde in den Baracken, die den neuen krüppelhaften Ankömmling zu wittern schienen.

Der Missionar sprach lange, und er freute sich über die andächtige Schar, deren Augen auf ihn gerichtet waren, als ob sie etwas ganz neues sähen und hörten, während die braunen Hände in den struppigen Bärten wühlten.

Jetzt aber schwieg er.

„Das war's ganz genau!" rief nach kurzer Pause Bill Moss aus. „Das ist so'ne Art Rekolliktion für mich. — Und nachher haben sie in Kentuck' gewöhnlich eins gesungen. Hab' das Lied vergessen, aber die Melodie kann ich noch ein bisschen — pfeif' sie mir manchmal vor, wenn ich so meinen ‚Round' mache. Sie geht so: —"

Und er pfiff unsicher und sich oft korrigierend einen alten Choral vor sich her.

„Kennen Sie das?" fragte er den Missionar, als er mit einem Misston geendet hatte.

„Gewiss — wenn Ihr wollt, singe ich ihn Euch vor."

„Ja — geben Sie uns einen Gesang!"

Nun sang der Missionar den alten, schönen

Choral, dass es weithin hallte. Und Bill Moss, glücklich, dass sein lang gehegter Wunsch, diese Melodie noch einmal zu hören, um sie sich von neuem einzuprägen, erfüllt werde, brummte mit und trat den Takt mit seinen langen Tatzen dazu, die mit grosser Wucht auf Watkins' gegenüberliegenden Zehen niederfielen, was der aber nicht bemerkte, weil er für den Augenblick in jenem Körperteil kein Gefühl hatte.

„Jungens, das war etwas Feines", sagte der Riese, als der letzte Vers erklungen. „Ich, meine, wir sollten dem Missionar drei ‚Hurra' geben, was sagt Ihr? So'ne Erzählung haben wir noch nicht gehört, und so'n Gesang! Er soll's noch öfter thun, mein' ich — he?"

Sie standen schon Mann für Mann, gross und klein, und liessen durch ihre Kehlen einen donnernden Applaus gleiten.

Das war auch zugleich das Zeichen, dass die Sitzung aufgehoben sei. Es war schon spät geworden und der Missionar, von Bill Moss begleitet, zog sich in das für ihn bestimmte Gemach des Colonels zurück, das der Chinese hergerichtet hatte.

„Kalkulier', Sie bleiben noch einige Tage hier?" sagte Bill, als er das Licht auf das Tischchen gestellt.

„Dieses Mal kann ich nicht länger verweilen — ein andermal. Morgen früh muss ich weiter."

„Wie Sie wollen. Aber wenn Sie wieder kommen, hab' ich 'ne Orgel von Frisco hier — dann geht's um so besser — der Gesang — nicht wahr?"

Und im höchsten Grade über diesen seinen ausgezeichneten Einfall verwundert, verliess er mit grinsendem Gesicht das Zimmer und machte geräuschlos die Thür hinter sich zu.

IV.

Es war, als könnten sie sich heute nicht trennen; sie sassen noch immer beisammen. Kein Wort wurde zuerst gewechselt. Ein jeder wickelte sich noch eine Cigarrette und dampfte drauflos, als ob's die erste wäre, die zwischen den Lippen stecke. Sie schienen samt und sonders in Gedanken versunken zu sein, und so verschieden sonst wohl diese Gedanken waren, heute liefen sie allesamt auf eins hinaus. Dies zeigte sich, als die Cigaretten etwa halb aufgeraucht waren, denn da brach einer das Schweigen in gedämpftem Tone:

„Ohne 'nen Colt, Jungens, denkt Euch!"

„Das ist der tapferste Mann zwischen der Sierra und den Rockies!" sagte ein anderer.

„Kalkulier', 's ist so!" stimmten sie alle bei.

„Was sagt Ihr, wenn wir ihm eine Kleinigkeit mitgeben würden?" fragte Bill fast unhörbar.

„Hast recht, er kann's brauchen; hab' gesehen, sein Stiefel hat'n Loch und sein Sombrero braucht'n neues Band!" erwiderte Watkins und schnürte schon seinen Beutel los, und nachdem er dies gethan, fügte er hinzu:

„Hier ist ein neuer von starkem Leder!"

Er liess drin, was drin war und reichte ihn weiter. Ein jeder that hinein, was er bei sich

hatte. Nachdem dies geschehen war, holte Watkins aus der Küche eine Tüte, deren Inhalt er vorher einfach auf einen Tisch ausgeleert, riss ein Stück Papier davon ab, nahm dann seine Brille, der kürzlich ein Stier eins der Gläser ausgestossen, aus der Tasche, putzte das übrig gebliebene Glas mit seinem abgeschabten rotseidenen Halstuch, liess sich eine Kohle vom Küchenherde bringen, und indem er sich weit über den Tisch legte und Bill Moss ihm das Auge zuhielt, vor dem kein Glas war, schrieb er mit grosser Sorgfalt, bei jedem Buchstaben sich besinnend, die Worte darauf:

„*VON UNS.*“

Mit Spannung und grosser Ehrfurcht sahen die übrigen dieser Kunst zu. Als die Aufschrift glücklich zustande gekommen war, wurde es zu dem Geld in den Beutel gestopft.

„Mach' ihn morgen am Sattel fest!“ sagte Bill Moss, ihn in Gewahrsam nehmend.

„Kalkulier', 's ist der beste Weg!“

Bald darauf schlichen sie leise, als ob sie ein Unrecht gethan, hinaus und verzogen sich in ihre Gemächer.

V.

Den Missionar beschlich ein Gefühl der Heimlichkeit, als er in das nicht übermässig grosse aber luftige Schlaf- und Wohngemach seines Freundes trat. Darin stand ein niederes, schmales Bett, bequeme Wiegenstühle und ein grosses Regal mit Büchern und alten Zeitschriften. An den Wänden hingen pracht-

volle Gewehre, und aus Messern, die in Lederschlingen steckten, war ein Rad hergestellt, das im Scheine der Lampe blitzte. Aber den eigentümlichen Eindruck riefen die Waffen nicht hervor — die sah er alle Tage — sondern die Bilder thaten es, die Bilder, die da und dort aufgehängt waren, und die die Eltern und Geschwister Karls darstellten.

Er sah sich jedes genau an, indem er mit der kleinen Lampe von dem einen zum andern ging. Er hatte sie alle gekannt, und war dabei, als man sie kurz nacheinander zu Grabe trug. Und er bedauerte die zwei Ueberlebenden, die auch nicht beisammen bleiben durften, obschon sie noch lebten.

Wenn er selbst, der Missionar, auch in der Ferne war, das machte nicht so viel aus. Wohl waren seine Leute erst sehr betrübt gewesen, als sie erfuhren, dass er in die Wildnis solle; sie hatten ihn im Geiste schon auf der Kanzel eines netten Kirchleins gesehen. Aber das war schon lange her, und da er wie geschaffen zu diesem beschwerlichen Dienste war, man auch hin und wieder hörte, das Segen auf seiner Arbeit ruhe, war man bald ganz glücklich und zufrieden in dem kleinen Hause daheim. Es war ja überdies noch voll genug! Wie viel Geschwister waren es denn gleich, ausser ihm? Er musste sie erst an den Fingern herzählen. Ah, eine ganze Masse kleiner Wesen! Kleiner? Sie mussten jetzt auch schon herangewachsen sein. Therese, die dunkellockige Therese, kam nach ihm und musste das zwanzigste Jahr gewiss erreicht haben. Ja, was schrieb sie ihm denn kürzlich?

Er stellte die Lampe hin, grub in seinen Taschen herum, bis er das gewünschte Schriftstück aus einer derselben zog. Dann setzte er sich in einen Wiegenstuhl und fing an, es nochmals durchzulesen.

Dasselbe lautete:

Mein lieber Bruder!

Diesmal habe ich's übernommen, Dir den fälligen Brief zu schreiben, und zwar hauptsächlich deshalb, um Dir ein klein wenig die Leviten zu lesen. Erstens behandelst Du uns immer noch wie die kleinen Mädchen, die wir waren, als Du von hier weggingest. Dies ist nun ganz und gar verkehrt, denn wir sind jetzt junge Damen mit dem Titel „Frl." und ausserdem sehr gross, so gross beinahe wie Du. Wir haben uns nämlich erst heute wieder an dem Pfosten gemessen, wo Deine Höhe angegeben ist. Sophie ist um ein Haar so gross wie Du, ich um einen Zoll kleiner und Martha einen halben kleiner als ich — kannst also nimmer über uns wegsehen. Wir bitten daher, dass Du unsere Höhe gehörig respektierst und in Zukunft nicht mehr als von „den Kindern", sondern als von deinen „Fräulein Schwestern" sprichst. Zweitens will ich mich im Namen meiner Fräulein Schwestern beklagen, dass Du so spärlich mit Deinen Einladungen bist. Ich kann mich wirklich nicht besinnen, dass Du uns je eingeladen hättest, Dich zu besuchen. Das ist ganz und gar nicht galant, mein Verehrtester! Und Du schreibst auch nie, ob es Dir in Deinem Logie gefällt, wie Dir das Essen schmeckt, ob der Kaffee gut ist, oder ob

Ihr dort mehr Chokolade trinkt; ob Dein Zimmer immer nett und sauber ist und Deine Wäsche immer weiss gewaschen und glatt und steif gebügelt ist. Wir können das alles aus dem ff, wenn Du's wissen willst, und thäten Dir's nur zu gern besorgen, wenn Du es nur haben wolltest. Sophie und ich haben letzte Nacht vor dem Schlafengehen beraten, auf eigene Faust zu kommen und Dich aufsuchen, haben nur Angst, die Eltern lassen uns nicht. Wir würden Dich überraschen, weisst Du, und Dir gar nichts davon schreiben. Wir denken es uns so schön, durch den Sand zu reiten und über die Berge zu gehen! Und Du müsstest uns dann gewiss alles Schöne zeigen, das in jener Gegend existiert. — Drittens, mein lieber Bruder, muss ich Dir ins Gedächtnis zurückrufen, dass Du uns vor vielen Jahren einmal gesagt hast, Du würdest uns, wenn irgend möglich, alle fünf Jahre besuchen. Diese Zeit ist um und wir warten nun auf Dich. Wir denken, Du willst uns überraschen und gerade zur Thür hereinkommen wollen, wenn wir im Waschornat stecken. Wir machen uns daraus eigentlich gar nichts, sind aber doch immer so schnell fertig, dass es Dir nicht möglich wäre, uns dabei zu ertappen. Jeden Abend gucken wir erst in Deine Kammer, ob alles in Ordnung ist, und Deine alte, kleine Tabakspfeife haben wir ausgekocht und geputzt; sie liegt nun auf dem Tischchen, wofür ich eine Decke gehäkelt und auf den Sophie einen grossen Beutel voll Tabak gestiftet hat. Papa lacht uns immer aus, aber wir wollen uns nicht so leicht fangen lassen. Ich schreibe Dir dies gewiss nicht aus

Stolz auf unsere Leistung, sondern damit Du siehst, dass wir immer an Dich denken und — dass wir nicht mehr jene kleinen Dinger in den kurzen Röcken sind, die wir damals waren, als Du fortgingst.

Da es aber schon spät ist, muss ich jetzt aufhören. Will nur wünschen, dass mein grosser, guter Bruder dies bald bekommt und bald beantwortet und Rede steht. Wir wünschen Dir recht fröhliche Weihnachten und ein glückliches neues Jahr.

Und nun lebe wohl, mein geliebter Bruder. Es senden Dir einen innigen Gutenachtkuss Deine Dich verehrenden *grossen* Schwestern

Sophie und Therese.

Nachschrift. Hiermit geht ein kleines Päckchen an Dich ab — aber was drin ist verrate ich nicht. Hoffentlich kannst Du's brauchen!

Nachschrift Nr. 2. Sophie ruft mir noch aus den Federn zu, dass Du sie so lange Du willst ein „kleines Ding" nennen könntest, wenn Du nur schreiben würdest, dass Du bald kommst.

Der Missionar hatte diesen Brief gerade bekommen, als er von Blukato aufbrechen wollte, um seine Weihnachtstour anzutreten. Er hatte ihn flüchtig durchflogen, ihn dann in die Tasche gesteckt, und erst jetzt sich seiner wieder erinnert.

Nachdem er ihn zu Ende gelesen, steckte er ihn ein, und als er eine Weile vor sich hingeschaut, sagte er lächelnd: „Wenn die guten Mädchen mich so sehen würden, sie würden mich nicht als ihren Bruder erkennen!"

Seine Augen musterten die arg mitgenommenen Kleider und blieben einen Augenblick an seinen Stiefeln hängen, die nicht mehr wasserdicht waren und mehrere Sprünge zeigten.

Heimkommen solle er! Hatte er doch kaum Geld genug, um sich über Wasser zu halten, wie man zu sagen pflegt. Er würde einen neuen Anzug nötig haben, denn der alte war bald schon nicht mehr für diese Gegend passable. Und selbst wenn er die Mittel hätte, wer würde seine Arbeit thun? Nein, selbst dann könnte er nicht fort. Aber schön wäre es, Therese, das kann man nicht läugnen — zu schön! . . .

Und ihr hierher kommen! Haha! Das steht erst recht ausser allem Bereich. Diese Gedanken wollen wir uns aus den Sinn schlagen!

Er blies das Licht aus und trat ans Fenster, um dasselbe zuzumachen. Es hatte sich ein Wind erhoben, vor dem der Nebel auf und davon ging. An seiner Statt lächelte der Mond in heller Pracht vom Himmel hernieder auf die schweigsamen Gefilde. Man konnte deutlich die Palmblätter unterscheiden, die sich, riesigen Fächern gleich, im Zuge hin und her bewegten, während der Weg, auf dem der Missionar hergeritten, sich unendlich weit hinzog, unendlich weit!

Da sah er auch zwei abenteuerlich aussehende Figuren, mit Gewehren im Arme, herkommen. Das waren die Männer, die die Nachtwache bei den Baracken hatten; erst seitdem Jumbo gestohlen, war diese Vorsichtsmassregel ein-

geführt worden. Als sie unter dem Fenster vorbeigingen, sagte einer derselben:

„Kalkulier', dem Mond nach zu urteilen muss jetzt das neue Jahr angaloppiert kommen. Er steht gerade über dem Devils Pass. Aber so'ne schöne Nacht haben wir lange nicht gehabt!"

„Faktum!" entgegnete der andere, indem er seinen Winchester auf die andere Schulter warf. „Und unser Colonel wird jetzt bei seiner Mutter sein, Tausende von Meilen jenseits des Passes!"

Sie entfernten sich den Ställen zu.

Der Missionar schloss das Fenster und legte sich nieder.

VI.

Es dämmerte. . .

In den Baracken wurde es lebendig. Pferdegewieher erscholl; dazwischen dröhnte die Stimme eines Cowboys, der beim Satteln auf Widerstand vonseiten seines Tieres traf, und der diesem nun mit einigen Fusstritten nebst anderen ähnlichen Liebeserweisungen entgegen kam.

Als der Missionar von Blukato auf die Veranda trat, wimmelte der Platz vor derselben bereits von gesattelten feurigen Pferden und deren Reitern. Der letzte, der aus den Ställen kam, war Bill Moss. Er führte ein tanzendes junges Tier am Zügel, das sich von den übrigen in Bezug auf Körpergrösse und Geschmeidigkeit vorteilhaft unterschied. Sein edles Auge

sprühte von Lebenslust und Mut in dem hocherhobenen Kopf, die schlanken Beine warf es blitzschnell vorwärts, die Nüstern blies es auf, und sein langer, voller Schweif hieb keck die sehnigen Flanken.

Die Hacienda Del Norte thut sich etwas zu gute darauf, die besten Pferde in der Gegend zu besitzen. Der Colonel gab sich gern mit Pferdezucht ab, und hatte zu dem Ende einige Vollblut-Kentuckier angeschafft, wovon er eins Bill Moss zum Geschenk für seine vortrefflichen Dienste gegeben hatte. Dieses hatte derselbe mit dem Sattel und Zaum des Missionars versehen und kam nun mit ihm im Trab vor die Veranda gesprungen.

Der Missionar stutzte.

„Das ist mein Sattelzeug", sagte er, „aber mein Pferd ist das nicht!"

Die Cowboys zogen ihre Sattelgurte fester, die wollten heute auch gar nicht halten! Dabei schielten sie alle auf den Missionar, ob er wohl den Beutel und den in ledernem Besteck befindlichen Revolver, den Jim Rogers noch nachträglich aus seinem Arsenal hergegeben, um, falls des Missionars Waffe einmal versagen sollte, gleich bei der Hand zu sein.

„Kalkulier', 's ist gut, wenn Ihr Pferd ausruhen thut! Können es ja wieder haben, wenn Sie wollen, Herr Missionar!" antwortete Bill.

„Ah, Ihr seid zu gut! Die Ruhe wird meinem alten Pony gut thun. Doch hättet Ihr mir ein weniger wertvolles Tier geben sollen. Dieses ist fast zu kostbar für mich! Ein Prachtpferd! Ich habe hier noch kein ähnliches

gesehen!“ Er streichelte dem schönen Tiere den Hals.

„Ein Kentuckier — Don Jorge!“ sagte Bill stolz. „Der reitet sich gut — versuchen Sie ihn einmal!“

Der Missionar wollte in den Sattel steigen, da stutzte er abermals.

„Was ist das? — hier! — der Beutel! — die Waffe! — das gehört mir nicht!“

Die Cowboys zogen noch immer an den Gurten, als wollten sie Wespentaillen herstellen, infolgedessen die Pferde vor Schmerz zitterten und stampften.

„Das ist von den Jungens! Es ist eine Kleinigkeit . . . vielleicht können Sie's verwenden!“ sagte Bill verlegen, als der Missionar ihn unverwandt anblickte.

Zum Glück kam gerade ein Mann mit Bills eigenem Satteltier her, warf diesem die Zügel zu und meinte, es sei Zeit, aufzubrechen, die Sonne käme schon und die Nachthüter warteten gewiss mit Schmerzen auf Ablösung.

„Dann nehmt meinen herzlichsten Dank dafür — und Gott vergelt's Euch allen!“

Er drückte jedem die Hand, trat in den Bügel und sprang mit leichter Mühe hinauf. Ein paarmal tanzte das Tier im Kreise herum, dann fühlte es den Meister. Aber lange liess es sich nicht halten. Der Reiter lüftete den Hut noch einmal, rief „Lebt wohl!“ und war fort.

Die Männer sahen jetzt plötzlich auf und die Gürtel sassen fest.

„Das ist ein anderes Tier als sein alter, lahmer, klapperiger Coyote!“ bemerkte einer.

„Sollt's meinen! Seht wie er trabt!“ so ein anderer.

„Sag' Dir, Bill, wenn ich Du wäre — ich liess es dem Missionar für immer; der hat's nötig. Auf dem andern kommt er ja nicht vom Fleck!“ meinte Watkins.

„Als ob ich das nicht thäte auch ohne Deine Weisheit!“ sagte der, der Staubwolke nachsehend. „Aber es ist ein feines Tier — eh?“

Er bekam keine Antwort; denn als er sich umdrehte, sah er auch dort eine Wolke, in der seine Untergebenen, die den Herden zurasten, wie Geister auf und ab wogten.

Bill Moss sprang auf und grub seine Sporen tief ein in die Weichen seines Rosses. . . .

VII.

Der Missionar aber ritt in gleichmässigem Tempo über die Ebene. Zuerst war sie schön und grasbedeckt, dann aber wurde sie sandig und trocken, dann steinigt und hart. Aber gleichmässig ging es weiter, über Stein und Kaktus und Salbeibusch hinweg, an einzelnen Palmen vorbei — hin, nach dem Gila.

Die Sonne kam wirklich über die Berge im Osten. Höher und höher stieg sie herauf und fand den einsamen Reiter immer in rascher Bewegung unter sich. Sie sah von ihrem hohen Standpunkt aus natürlich Tausende von Menschen, aber er, der kleine Punkt, erblickte nichts, das einem Menschen glich, und wie weit doch konnte er sehen!

Der Missionar sass zu Pferd, wie nur einer

kann, der tagelang im Sattel sitzt. Leicht nach vorn gebeugt, richtete sich sein Körper nach den Bewegungen des Tieres, so dass von weitem Pferd und Reiter wie ein Wesen erschienen. Er freute sich des trefflichen Tieres unter sich, noch nie hatte er ein solches geritten. Da war kein Nachgeben der Muskeln zu verspüren nach den ersten zehn Meilen, auch nicht nach zwanzig. Da war kein Erlöschen des Feuers, keine Verminderung des Mutes. Gazellenartig sprang es über Gestein und Gestrüpp hinweg, ohne dazu erst aufgemuntert zu werden. Einen Bach zu durchwaden erforderte kein Zureden, keinen Kniedruck — ganz selbstverständlich stürzte es hinein, durchschritt ihn und erklomm das jenseitige Ufer.

Die gleichmässigen Bewegungen des Tieres hatten aber die Gedanken des Reiters bald wieder in den schönen Traum eingewiegt, den er in den letzten Tagen angefangen und der durch das nochmalige Durchlesen des Briefes seiner Schwester erst recht lebhaft geworden war. Wie schön musste es doch sein, so von Schwesternliebe umgeben zu sein, die um das Wohl ihres Bruders mehr besorgt waren, als um das eigene. . . . Diese Therese! Er musste ihr doch einmal über seine Verhältnisse ein Licht aufstecken. Was fragte sie? Ob der Kaffee gut wäre, oder ob ich mehr Chokolade bekäme! Höre, mein lockiges Schwesterchen: was ich bekomme, das nehme ich! Und mein Logie in Blukato? . . Ich hoffe, du siehst das nie in deinem Leben! Die schiefe, armselige Bettstelle, der verkratzte Tisch, der lehnelose

Stuhl, das kleine, ewig schmutzige Fensterchen und darunter die nie ausgepackt wordene Bücherkiste, deren Inhalt zu verschlingen ich mir früher so wundervoll gedacht — bei einer langen Pfeife, im gemütlichen Schlafrock! . . . Und wie lange ist's her, seitdem ich kein steifgebügeltes weisses Hemd im Dienste hatte? Ich kann mich nicht entsinnen — denn lange ist's her. Ich glaube gar nicht, dass ich mich wohl fühlen würde, in einem solchen gestärkten Institute. Hier diese wollene Bedeckung ist vollkommen ausreichend, wird nicht so leicht unbrauchbar schmutzig und hält zweimal so viel aus. . . . Und doch, es käme bloss 'mal auf einen Versuch an — dann würden aber auch diese anderen Kleider nicht mehr passen, diese Stiefeln . . . Dummes Zeug! Schämen sollte ich mich über diese Gedanken! . . .

Doch war es ihm nicht möglich, sie abzuschütteln — immer wieder kamen sie; so viel er sich auch anstrengte, etwas anderes zu denken, etwas anderes zu suchen — immer wieder kamen sie. Einmal guckte ihn der Lockenkopf Thereses an, dann winkte ihm Sophie mit einem Lächeln, die alte Tabakspfeife an dem roten Bändchen in der hocherhobenen Rechten schwingend. . . .

Er langte an einem kleinen Bache an, dessen krystallene Fluten leise flüsternd im kiesigen Bett an ihm vorüberhuschten. Sein Pferd mässigte die Gangart und blieb plötzlich stehen. Es hatte Durst. Da die Sonne im Zenith stand, nahm er an, dass er an St. José Creek und somit halbwegs sei. Er stieg ab, um einige Erfrischungen zu sich zu nehmen.

Wie vergesslich er war! Erst jetzt bemerkte er den Beutel wieder! . . . Wie viel wohl darin ist? Was wohl darin ist? Er hing, dick aufgebläht, schwer herunter. Es schien, als ob nicht bloss Münzen drin seien. Er nahm ihn herunter, öffnete ihn, und — war sprachlos. Zu oberst lag ein blanker, silberner Sporn, dann bemerkte er einen braunen, mit Fingerspuren gezeichneten Zettel, auf dem die mit Kohle geschriebenen, kaum lesbaren Worte „Von uns!“ gemalt waren, — und dann Münzen, goldene Münzen! — er hatte noch nie so viele gesehen und nur Leute, die den wahren Wert des Geldes nicht genau kannten, konnten so freigebig damit sein. Sie hatten offenbar vom Colonel, ehe er abreiste, einen Teil ihres Gehaltes ausbezahlt bekommen, und vielleicht in ihrer guten Stimmung alles hergegeben.

Dies berührte den Missionar tief und brachte ihn auf den Gedanken, ob Gott, der gütige Vater, sein geheimes Sehnen nach dem Vaterhause erforscht und dies viele Geld ihm geschenkt hatte, damit er seinen Herzenswunsch ausführen könne? . . Nicht augenblicklich — erst nach der Festzeit, wenn er allen seinen Freunden nah und fern die fröhliche Botschaft gebracht und die Freude verkündigt, die ja aller Welt widerfahren soll.

Ja, plötzlich wurde ihm das zur Gewissheit. Es war ein herrliches Weihnachtsgeschenk, ein herrlicher Gedanke! Er konnte sich alles anschaffen, was er brauchte, und dann nach Hause reisen! Wie schnell war er zum reichen Manne geworden! — in einer einzigen Nacht! . . . Zum reichen Manne — nicht im Sinne

eines Geschäftsmannes, sondern in dem eines armen Missionars.

Er sprang vor Erregung auf die Füsse und rief seinem Pferd, als ob er dem seine Freude mitteilen wolle.

Hier fiel es ihm ein, dass er den Brief seiner Schwester jetzt beantworten könnte, damit er denselben im nächsten Postbureau — wahrscheinlich eine kleine Schachtel auf wurmstichigem Pfosten in der öden Prärie — sofort abzugeben bereit sei. Deshalb entnahm er seiner Satteltasche einige Bogen und schrieb mittelst eines Bleistiftes folgende Zeilen, wobei ihm sein Knie als Unterlage diente:

Liebe Therese!

Schneller als ich hoffen durfte, hat mir Gott die Mittel in den Schoss geworfen, womit ich die grossen Kosten einer Reise nach Hause bestreiten kann. Und Du glaubst nicht, wie ich mich darnach sehne! Seitdem Karl —, den ich hier ganz unerwartet traf, heimgereist ist, kann ich mein Heimweh kaum mehr bändigen. Ich muss einmal heim! Aber erst nach den Festtagen, die für mich sich noch einen Monat oder zwei hinziehen werden. Bin jetzt auf dem Wege zu einer neuen deutschen Hacienda, von der ich habe läuten hören.

Ich schreibe Dir dies inmitten einer unermesslichen Sand- und Steinebene, dessen einzige Anziehungskraft das silberhelle Bächlein ist, an dem ich mich gelagert habe, und die niedlichen Spinnen und Schlangen, die hin und wieder vor mir herkriechen und mich verwünschen, weil ich sie in ihrer Ruhe gestört.

Mein Pferd zupft ein paar Grashalme ab, die im Schatten eines Riesenkaktuses sich ihres Daseins gefreut haben. Es ist ein wundervolles Tier, aber so nass geschwitzt, als ob es aus der Schwemme käme. Ein gutmütiger Cowboy auf Karl —s Hacienda hat es mir zur Verfügung gestellt, da mein eigenes untauglich geworden war.

Die Sonne brennt heiss, kaum dass mein Sombrero mich schützt. Aber wie lieblich kommt mir das vor, seitdem ich weiss, dass ich bald bei Euch sein werde und Euch meinen braunen Kopf und Hals und die braunen Hände zeigen kann! Sie sind so tadellos gefärbt, das man mich drum beneiden wird!

Ihr werdet aber Eure liebe Not haben, mich wieder herauszustaffieren und zu zivilisieren. Und ich fürchte, ich werde auf dem harten Boden schlafen müssen, wenn Ihr zu viel Federn in mein altes Bett stopft — ich bin das nicht mehr gewohnt.

Aber gelt, Du kleiner — oder vielmehr Du grosser Lockenkopf, gelt, Du sagst davon den andern nichts! Die werde ich einmal überraschen! Dir schreibe ich's auch nur, weil ich meine Freude darüber irgend jemandem mitteilen muss, und bei mir hier ist nur mein Pferd.

In Ermanglung einer Blume lege ich ein Sandkörnlein mit ein — das soll Dir einen Gruss sagen von Deinem Bruder

Georg.

Ohne das Schreiben noch einmal durchzulesen, that er es in einen Umschlag, adressierte

diesen und steckte ihn ein, auf eine Gelegenheit wartend, mit der er ihn abschicken konnte. Darauf befestigte er den Beutel wieder an dem Sattelknopf, füllte seine Wasserflasche, zäumte sein Pferd auf und ritt weiter, immer weiter.

Er war in gehobener Stimmung. Nie, schien ihm, waren die Sand- und Gras- und Steinstrecken so lebhaft, so schön; nie vorher sah er die Berge so nah vor sich; nie vorher ritt er ein so schmuckes, edles Ross, das nur so flog. . . . Und nun wehrte er sich auch gar nicht mehr gegen die Gebilde seines erregten Gemütes. Er schaute nicht wo anders hin, wenn der dunkle, schöne Kopf seiner ältesten Schwester unmittelbar vor ihm auf dem Sand hinrollte, wenn das graue Haupt seines Vaters, oder dasjenige seiner geliebten Mutter sich zwischen ihn und die fernen Berge schob. Zuweilen hörte er auch plötzlich den schrillen Pfiff einer Lokomotive — noch nie hatte ihm geahnt, welch schöne Musik in einer kleinen Dampfpfeife verborgen sei! . . . Er sah sich einsteigen und der Heimat zufliegen — schneller als irgend ein Wüstenross. Er fühlte, wie die Witterung sich änderte, wie die Wärme der Kälte, wie das Grün den kahlen Flächen und dem Schnee wich. Er verspürte einen wohlthuenden kalten Luftzug, der ihm die Schweisstropfen, die ihm vom Gesicht kollerten, bald wegschaffen würde. . . . Er trat im Geist sogar an den Laden seines Vaterhauses, öffnete die Jalousieen und blinzelte hinein. Drin sassen sie alle, der Vater, die Mutter, die Schwestern, im Gespräch vertieft, um den runden Tisch. Sie sprachen natürlich von ihm —

wie es ihm ergehe, und ob er wohl endlich, endlich kommen würde. Dann that er die Thür auf und — nun, da war er! . . .

Der Missionar von Blukato lachte laut auf bei dem Gedanken, und sein Pferd, als ob es sich mitfreue, spielte lustig mit den Ohren und trabte ohne Ermüden dahin. Dazu klimperte das Geld im Beutel eine ermunternde Weise; etwa so:

Heim! heim! heimheimheim!
Heimheimheim! Juchhe—ee!

Und wie schnell schwand ihm dabei heute die Zeit! Die Sonne hatte schier ihren Tageslauf vollendet, da wieherte Don Jorge einigemale, wie zu sich selber sprechend, vor sich hin. Der Reiter schaute auf und gewahrte die bewusste Hacienda in der Ferne.

VIII.

Man sieht weit in der Ebene, zumal wenn die Luft rein ist und die Sonne heiss und hell. Einen Fremdling lügt sie an und sagt ihm vor: „Sieh! gleich, gleich bist du am Ziele!“ und er muss dann doch noch stunden-, ja, tagelang wandern, bis er dorthin gelangt.

Von dem Hause des Ansiedlers hatte man schon lange den Reiter beobachtet, wie er mit Windeseile auf dasselbe zuhielt.

Das Haus hatte lange nicht den Umfang, wie das des Colonels, auch die Stallungen waren klein im Verhältnis, und man sah an allem, dass es neueren Datums war.

Seit einem halben Jahre erst hatte der

Deutsche sich hier angekauft und eine Strecke Land in der Nähe für sein Vieh gepachtet. Er hatte einen guten Anfang. Sein Vieh gedieh, und da er ein halbes Dutzend stämmige Söhne hatte, waren die Auslagen nicht gross.

Vor einigen Wochen aber hatte sich eines Nachts die ganze Herde verlaufen — auf Nimmerwiedersehen. Die Spuren führten nach dem Süden, nach Mexiko. Die mexikanischen Räuber, dieselben, die das wertvolle Pferd des Colonels — Jumbo — wegstipitzt hatten, hatten sich auch diesen fetten Brocken zu Gemüte gezogen und lachten sich drüben, auf der andern Seite des Gila, eins ins Fäustchen. Sie waren verfolgt worden, es hatte ein kleines Scharmützel gegeben, aber sie waren zu zahlreich gewesen, als dass man etwas ausrichten hätte können.

So war man nicht gerade in der festlichsten Stimmung, als der Missionar angeritten kam. Die Mittel waren erschöpft, man hatte wohl für die erste Zeit noch Lebensmittel, doch die Aussichten waren trübe, traurig.

Ein kräftiger, schwarzbärtiger Mann empfing ihn im Hofe. Sein Gesicht, so viel davon zu sehen war, war bleich, und eine Falte zog sich quer über die Stirn, die „Sorge" hiess.

„Grüss Gott! Sie sind der Deutsche Johann Michel?" fragte der Missionar vom Pferde herab.

„Zu dienen! Und wer sind Sie?" antwortete der Mann trocken und doch neugierig.

„Der Missionar von Blukato!"

„Ah!"

Ungläubig beschaute sich der Deutsche den

Reiter. Er hatte noch keinen Missionar hier gesehen — und so hätte er sich ihn auch nicht gedacht. Er hatte schon viel des Guten über den Missionar von Blukato reden hören — und wer hatte nicht? —, als er in der nächstliegenden Ansiedlung sich mit Proviant versorgt hatte. Ja, gut sah er aus, dachte er; diese milden Augen! Und doch lag auch ein bestimmter, mutiger Zug auf dem feinen Gesicht, das nicht imstande war, eine Unwahrheit zu sagen.

„Ja", fuhr der Missionar fort, als er die verblüffte Miene des Mannes sah, „ich hörte von Ihnen in den Bergen und beschloss, Sie sobald als thunlich aufzusuchen. Jetzt erst bin ich dazu gekommen. Ich komme von Del Norte und freue mich, einem Deutschen zu begegnen. Darum nochmals: Grüss Sie Gott, Herr Michel!"

„Grüss Sie Gott, Herr Missionar! Sie kommen von Del Norte? Sind Sie Nacht und Tag geritten?"

Der Missionar stieg ab und klopfte seinem Pferd den Hals.

„O nein! Heute morgen verliess ich die Hacienda. Aber man gab mir dort diesen Renner mit, und der allein macht mein Erscheinen hier zu dieser Stunde plausibel."

„Ein Prachtfuchs das!" rief der Mann, die sehnigen Beine des Tieres befühlend, „und er scheint noch nicht auf dem letzten Loch zu pfeifen. Ein anderes Pferd hätte das nicht ohne den Sporen geleistet, und Sie haben die Ihren nicht angesetzt! Diesen Schatz müssen wir wohl hüten! — Aber kommen Sie

herein! Ich will dafür sorgen, dass es abgerieben und wohl untergebracht wird.“

Er schnallte den Sattel ab, gab ihn dem Missionar, der ihn in die Stube trug, während er mit dem Pferd abseits ging.

Inzwischen hatte sich die Frau des Ansiedlers mit dem Missionar bekannt gemacht und ihm von dem Unglück erzählt, das sie betroffen. Sie konnte ihre Thränen nicht zurückhalten und hielt ihre Augen unausgesetzt mit einem Tuche zu. Als ihr Mann eintrat, wusste der Missionar schon das ganze Unglückskapitel mit Vor- und Nachrede auswendig.

„Sie hat, wie ich höre, ein schweres Kreuz betroffen, Herr Michel!“ sagte er.

Johann Michel winkte mit der Hand.

„Ja, das ist hart, zu hart!“ keuchte er, „gerade wie wir im besten Zuge waren, war's mit einemmale aus! Verloren! Alles weg! Alles zu Grunde! Wir sind so arm wie eine Kirchenmaus! — nein, noch viel ärmer! Nicht nur unser Gut, auch unsere Hoffnung ist dahin! — fort!“

Er brach auf einem Stuhl zusammen, stützte den Kopf mit beiden Händen und stierte auf den Boden.

„Schwer ist es, sehr schwer, Herr Michel, doch nicht ganz hoffnungslos! Es lebt ja noch der allmächtige Gott im Himmel, das wissen Sie, und der kann immer helfen!“ sagte der Missionar ernst.

Der Mann sah nicht auf.

„Gott?“ murmelte er, „'s ist schon recht, was Sie sagen, aber s' ist hart, dran zu glauben! Haben wir nicht ganze Stunden auf den Knieen

gelegen? Haben wir nicht gebetet? — Es scheint, wir sind's nicht wert! . . . Wenn ich's allein wär', wär's noch nicht so schlimm! Aber da habe ich jetzt die sechs Buben mitgebracht, die haben all' ihr verdientes Geld mit ins Vieh gesteckt — das ist jetzt mit zu den gelben Spitzbuben gegangen. Und die Jungens reiten trübselig draussen herum — weiss Gott, wo sie sind! Alle lassen die Ohren hängen! . . . Wenn wir nur noch so viel hätten, dass wir eine ganz winzige Herde anfangen könnten! Aber nichts ist mehr da — gar nichts! Alles ist hin!"

Ganz geknickt sass der Mann in seinem Stuhl, ein Jammerbild. Dem Missionar that das wehe; tief fühlte er den Schmerz des Mannes, und er musste sich zusammennehmen, dass er mit vertrauenerweckender Stimme sagen konnte:

„Und *doch* kann und wird Gott helfen, vielleicht bald, vielleicht heute oder morgen — wer weiss wie oder wann? Wer kennt alle seine Wege? — sie sind wunderbar! Vertrauen Sie nur getrost auf ihn, Herr Michel, er wird's wohl machen!"

Der Mann setzte sich auf, seine schlaffen Züge schienen sich zu beleben, und seine Augen richteten sich auf den Sprecher.

„Verzeihen Sie, Herr Missionar, dass ich vorhin einen Augenblick zauderte, Sie für den anzuerkennen, für den Sie sich ausgaben. Aber jetzt weiss ich's gewiss! — Ah! tausend Dank für dieses Wort! — tausend Dank! Das thut einem wohl — nach so langer Zeit!" Er war auf den Missionar zugegangen und hatte

dessen Hand ergriffen. Dann eilte er hinaus, setzte dort ein Kuhhorn an den Mund und blies mit vollen Backen hinein.

„Sie werden bald kommen, die Buben, und denen müssen Sie dann auch so etwas sagen, nicht wahr? — Ich fühle mich jetzt schon wieder wohl. Ja, Gott wird uns helfen!“

„Mit Freuden will ich thun, was in meinen Kräften steht, und Gott wird auch Ihren Söhnen Trost senden und deren Mut wieder auffrischen. — Wir können dann nachher vielleicht auch gleich einen kleinen Gottesdienst abhalten. Möchten Sie nicht gern eine Weihnachtspredigt hören?“

„Weihnachten? Ist's möglich! Das haben wir in unserer Not ganz vergessen! O, wie werden wir Ihnen je dafür genugsam danken können! Ja, bitte, bitte, Herr Missionar, thun Sie das! Ich mache mich sogleich auf die Suche nach den Gesangbüchern — hier ist die Bibel!“

Und nun kramte er in allen Fächern, während in der Küche die Frau am Herde stand und, grosse Schweisstropfen im Gesicht, ihr bestes Mahl zubereitete. Ihr war es ebenfalls schon viel leichter ums Herz, und sie freute sich sehr über den hoffentlich sich nun wieder einstellenden Appetit ihrer Leute.

Bald kamen die Söhne herbei — ein jeder aus einer anderen Windrose. Sie begriffen erst nicht, wie so schnell eine Wandlung mit den Eltern hatte vor sich gehen können. Obgleich mit ihnen das nicht so schnell ging, so atmeten sie doch, ohne eigentlich zu wissen, warum, freier auf. Und als sie alle nach dem

Gottesdienst zu Bett gingen, drückten sie dem jungen Missionar ehrerbietig und mit freundlichen Gesichtern die Hand und machten einen Knix vor ihm, als ob der arme Mensch in Samt und Seide gekleidet wäre! . . .

Auch der Missionar fühlte sich glücklich, und trotzdem er einen weiten Ritt hinter sich hatte, war kein Schlaf in seinen Augen. Er wandelte in seinem Zimmer umher und sann nach über die wunderbare Kraft des Wortes Gottes, die schon so Grosses gewirkt, und erst heute wieder aus einem Hause voller zerschlagener Seelen, glückliche, hoffnungsvolle Menschen gemacht hatte.

Mit dem Fusse war er dabei an etwas gestossen das klimperte und einen metallenen Ton von sich gab. Er blickte hinab. Da lag sein Sattel und — der dicke Geldbeutel, den er noch nicht aufgehoben. — Er wusste so schlecht mit Geld umzugehen!

Aber was war denn über den Missionar gekommen! War es kein schöner Anblick? Weshalb stand er so versunken da und starrte immer nach dem Sattelknopf — nach dem Beutel? . . . Endlich kam ein langgezogenes „Ah!“ aus seinem Mund. Dann fuhr er leise fort: „Weiss der Missionar von Blukato nun, wozu er das Geld bekommen — wem Gott es sendet? . . . Ja, Gott sei Dank, er weiss es! — er weiss es!“

Damit bückte er sich, löste den Beutel los, ging damit zum Tisch, auf dem ein kleines, im Stadium des Verlöschens stehendes Talglicht brannte. Hier entnahm er dem Sack das von Watkins beschriebene Blättchen,

steckte es in die Tasche, riss darnach aus seinem Notizbuche ein leeres Blatt und schrieb darauf die Worte: „An Herrn Johann Michel!“ und darunter:

„Wer Gott traut,
Hat auf keinen Sand gebaut!“

Diesen Zettel legte er in den schweren Beutel, aus dem er als Andenken nur den silbernen Sporn genommen, zog ihn zu und legte ihn sanft auf den Tisch.

Das Talglicht erlosch. Doch durch das Fensterchen lächelte der Mond mit vollerem Gesicht als je und konnte sich an dem Anblick, der sich ihm bot, gar nicht satt sehen.

IX.

Gegen Mitternacht schreckte der Missionar empor. Es war draussen ein entsetzlicher Lärm entstanden. Eine garstige, rauhe Stimme schrie:

„He—e! Seid Ihr der neue Deutsche?“

„Ja, ich bin ein Deutscher!“ antwortete der Ansiedler von innen. „Sagt schnell, was Ihr wollt, oder ich drücke los!“

„He—e! Könnt Ihr deutsch lesen!“ liess sich dieselbe schreckliche Stimme vernehmen.

„Keine Dummheiten da draussen, oder ich drücke gewiss los!“ ertönte es von innen.

Das ist eine sonderbare Unterhaltung, dachte der Missionar, und war im Nu aus dem Bett und angekleidet. Er trat ohne weiteres hinaus. Etwa fünfundzwanzig Schritte vor sich sah er eine Gestalt zu Pferd, die sich bei seinem

Erscheinen sofort mit der hässlichen Stimme an ihn wandte.

„Seid Ihr ein Deutscher?“

„Ja — was wünschen Sie?“ fragte der Missionar ohne Furcht und langsam auf die Gestalt zuschreitend, in deren Arm ein Flintenlauf im Lichte des Mondes glänzte.

„Droben, auf der anderen Seite des Devils Passes, ist Christian Johnny beim Graben in seiner Grube verunglückt, und er hat ein Buch, ein deutsches Buch, das kein Mensch dort für ihn lesen kann. Ich kam deshalb vom Devils Pass herunter, um den Deutschen hier zu fragen, ob er das Neue Testament, wie das Buch heisst, vorlesen kann — weil Johnny bald stirbt. . . . Well! Geht Ihr mit?“

Der Berg, den Devils Pass durchschnitt, lag auf der andern Seite der Ebene, und obwohl man ihn im hellen Licht des Mondes schimmern sah, war es doch ein Ritt von sechs bis sieben Stunden, und ein Weg, auf dem schon mancher das Genick gebrochen hatte.

„Herr Missionar, lassen Sie sich nicht mit dem Menschen ein. Ich würde mich hüten! Wer weiss, was der im Schilde führt! Er sieht mir nicht einladend aus! Ich warne Sie!“ rief der Ansiedler.

„He—e! Geht Ihr mit!“ schrie die unbewegliche Gestalt auf dem Pferd mit heiserer Stimme. „Es ist keine Zeit zu verlieren! Seit sieben Uhr liegt er im Sterben! — Well! kommt Ihr mit!“ setzte er nochmals dringend hinzu.

„Ich komme!“ erwiderte der Missionar, kurz entschlossen, und dann zu dem sich jetzt

auch herauswagenden Ansiedler gewendet, fuhr er fort: „Wollen Sie mir mein Pferd satteln helfen?“ Alles Widerreden half nichts. Er war entschlossen zu gehen.

„Wie?“ sagte er beim Satteln, „ich sollte einer solchen Bitte nicht folgen? Der Mann dort ist ein Halbwilder und reitet die ganze Nacht, um dem sterbenden Deutschen einen Landsmann zu suchen, der ihm einen Spruch mit auf die letzte Reise ins Ohr sagen könnte, — und ich sollte mich weigern, dieses zu thun, der ich doch dazu da bin?! — Ah! Das sind mit die schönsten Augenblicke eines Missionars, glauben Sie mir, am Sterbebette eines armen, verirrten und wieder zurückfindenden Schäfleins Christi!“

Ohne noch einmal ins Zimmer zurückzugehen, schwang er sich in den Sattel, reichte dem Ansiedler die Hand und wandte sich dem unbeweglich wartenden abenteuerlichen Reiter zu, der kein Wort weiter gesagt, plötzlich aber kehrt machte, sein Pferd spornte, so dass die grossen Räder surrten, und dann in schnellstem Galopp dem grausigen Devils Pass zujagte. Der Missionar war ihm bald zur Seite auf seinem flinken Ross, das so frisch war, als habe es einen ganzen Tag geruht. . . . In der Stille der Nacht aber ertönte noch lange das Getrappel der eilenden Tiere zur Hacienda des Deutschen herüber.

X.

Ein wundervolles Frührot zitterte im Osten — zitterte und flatterte weiter herauf und zog

schliesslich an seinen millionenfachen purpurnen Fäden eine riesenhafte Feuerkugel aus der Tiefe dort empor, die alles mit ihrem Glanze überflutete.

Auf der Höhe des Passes standen zwei müde und abgehetzte Reiter neben zwei müden und abgehetzten Pferden. Es war der Missionar und sein langhaariger Führer.

Seit Mitternacht waren sie geritten, gestiegen, gestolpert, bis sie jetzt endlich dort oben angelangt waren.

Eine kurze Ruhepause war hier unumgänglich von nöten.

Der Missionar setzte sich auf einen Stein, von dem aus er die ganze Mesa absehen konnte, bis wo der Gila floss.

Fast unter sich — es schien so nah von hier oben! — stand ein kleines, weisses Häuschen, und kleinere Baracken daneben. Er kannte es wohl, denn dort hatte er seine letzte Predigt gehalten. Wie friedlich lag sie da, die einfache Hacienda, in der Pracht des ersten Morgenschimmers! Kein Mensch ahnte von hier, welch herzzerreissender Kummer noch gestern dort die Brust des Eigentümers durchzuckt.

Sinnend schaute er hinunter, und ein Lächeln überzog sein Antlitz als er murmelte: „Jetzt haben sie ihn vielleicht gefunden! . . . Gott segne seinen Inhalt!“ . . .

Dann griff er in die Brusttasche, holte den Brief an sein lockiges Schwesterchen heraus, den er drüben in der Ebene geschrieben und in dem er von einer Heimreise geschwärmt, blickte einen Augenblick auf die Adresse, zerriss ihn langsam kreuz- und längsweise und schüttelte

endlich die winzigen Fetzchen hinab in den Abgrund. Auf den unsichtbaren Fittichen des Luftzuges kamen einige davon wieder heraufgeflogen, als wollten sie sich nicht von ihm trennen, schwebten ein Weilchen vor seinen Augen über der grundlosen Tiefe — aber bald verschwanden auch sie.

Ernst und ohne einen Muskel seines verbrannten Gesichts zu verziehen, stand der Missionar nun auf, streichelte sein Pferd und sagte zu dem wortkargen, wildaussehenden Gesellen in seiner weichen, ruhigen, tiefen Stimme:

„Mein Freund! Ich denke, wir können jetzt wieder aufbrechen!“

XI.

Vor dem weissen Häuschen in der Ebene stand lange vor Tagesanbruch schon der Deutsche Johann Michel und that das Fernrohr nicht von den Augen.

Endlich sah er im Sonnenstrahl die zwei Männer neben ihren schnaubenden Rossen den gefährlichen Pfad an der Felswand hinanklettern. Er war beruhigt und sagte vor sich hin:

„Der wilde Mensch hat also doch wohl die Wahrheit gesagt! Ich hätte es ihm nicht zugetraut! . . . Wie der Herr Missionar das aber aushalten kann, ist mir ein Rätzel!“

Wie er so stand, kam seine Frau und zeigte ihm, was sie auf dem Tisch des Missionars gefunden hatte.

Verdutzt schaute der Mann auf den gewichtigen Beutel. Er nahm ihn aus den Händen der Frau, zog ihn auf und fand obenauf den Zettel liegen, den der Wissionar in der Nacht verabfasst. . . . . Und darunter lagen goldene Münzen bis auf den Boden!

Er liess das Glas in den Sand fallen; seine Hände zitterten, seine thränenden Augen suchten den schroffen Fels hoch oben und seine Lippen hauchten kaum hörbar:

„Ah! Der Missionar! Der Missionar von Blukato! — Den hat der HErr zu uns gesandt! Er sei gelobt!“

Das kleinste Kind der Familie — ein vierjähriges Mädchen — hatte das Glas aufgehoben, so weit auseinandergezerrt als es möglich war und wie eine ellenlange Nase auf den Pass gerichtet.

Ueberglücklich rief es nach langem Suchen:

„O — ich teh ihn, Papa! ich teh ihn — den Mittonah! Er teigt jett in'n Tattel! — er thut auch! — ja! — aber jett — jett it er fott! — jett it er dant fott, Papa!“

Und so war's auch — er war nicht mehr zu sehen. Man hätte glauben können, der Berg hätte sich aufgethan und ihn samt Begleitung verschlungen — wenn nicht jenseits der schwarzen Zacken plötzlich ein ungeheurer Adler in die Höhe gestiegen wäre und dadurch angezeigt hätte, dass dort der Missionar von Blukato soeben den halsbrecherischen Abstieg begonnen. . . . .

Am Fusse des Rigi.

Nur wir schienen noch wach zu sein — Monsieur L—— und ich.

Die Mondsichel, die wir eine Zeitlang beobachtet hatten, war langsam und schief hinter die Bergkette vor uns gesunken, als hätte sie ein spekulativer Landsmann von mir wie einen Drachen an einem Bindfaden heruntergezerrt, um in Amerika ein Geschäft damit zu thun.

Zur Rechten streckte der Riese Pilatus sein grimmes, düsteres Haupt in die Wolken hinein, als zürne er aller Welt — am meisten aber den Fremden, die ihn begafften.

Das Hotel nebenan, das vollgepfropfte, viereckige, hundertfenstrige Gebäude, in welchem es während der trockenen, warmen Jahreszeit wie in einem Auswandererschiff wimmelt und schwärmt, — in welchem, wie in jenem, alle Völker der Erde manchmal zu einer Zeit anzutreffen sind, — an dessen Tafeln man seinen nächsten Nachbar nicht verstehen kann, wenn der um ein Stück Brot bittet, — dieses grosse, kosmopolitische Gebäude lag ruhig, wie ein eingenickter junger babylonischer Turm da

— keinen Laut von sich gebend, kaum einen Lichtstrahl entsendend.

Wir hatten in dem Koloss keinen Platz mehr bekommen und waren durch die Güte des Hoteliers in dem Schweizerhäuschen des Ortspfarrers einquartiert, dass in einem kleinen Gärtchen ganz nahe am See lag.

Monsieur L—— sass vor mir auf dem engen Brett des einzigen Fensters in meinem Zimmer und erzählte mir Episoden aus seinem Leben. Er erzählte mir Geschichten aus seiner Jugend, seiner Heimat, seinem Wanderleben, seinem Geschäftsleben, seinen Pariser Freundeskreisen. Es war, als ob er mich schon eine Ewigkeit lang kannte, als ob ich ein intimer Freund von ihm sei, ein Jugendfreund, den er viele Jahre nicht gesehen und dem er über sein seitheriges Leben Rechenschaft abzulegen die grösste Eile habe.

Und doch war unsere Bekanntschaft erst einige Stunden alt, vom Nachmittage datierte sie, da wir uns in einem Cigarrenladen, nicht weit von der schönen, neuen Brücke in Luzern, getroffen, in dem er langgeschnittenen türkischen Tabak und ich fertiggewickelte amerikanische Cigaretten kaufte.

Monsieur L—— war von kleiner Figur, wohlgenährt, hatte einen dunklen Teint, einen pechschwarzen Bart, a la Boulanger spitz zugeschnitten, und trug die feinsten Pariser Kleider. Er war, wie wir zu sagen pflegen, ein Kind der Mode, oder ein Modenkind — bleibt sich gleich. Was ich mir aber mit seinem lebhaften, fast ausgelassenen Wesen, seiner Offenherzigkeit, seiner Gesprächigkeit nicht

reimen konnte, war der Blick seiner Augen, der schwärmerische, träumende, abwesende Blick, der sich zuweilen während der Gesprächspausen ganz plötzlich hineinstahl, hineinflüchtete.

Er war auf dem Wege von Paris nach einem Dörfchen in der Pussta, der weiten, flachen Pussta in Ungarn — seiner Heimat, wo seine Eltern noch lebten, wo seine einzige kleine Schwester in einigen Tagen Hochzeit feiern wollte.

Sehr lange war er nicht zu Hause gewesen, sehr lange hatte er die Pussta nicht gesehen, sehr lange hatte er keinen vernünftigen Ritt gehabt, sehr lange der kräftigen Luft, der heissen, wohlthuenden Sonne entbehrt! Ah! In ein paar Tagen wollte er es aber geniessen, wollte er sich dafür entschädigen!

Und was er denen daheim alles mitbrachte! Der Braut, dem einfachen Kinde der Pussta, die braun wie eine Zigeunerin war und froh sein musste, wenn das billige Kleid, welches ihren Leib bedeckte, ganz und undurchsichtig war — diesem Mädchen brachte er ein Paar Brillantohrenringe, einen Halsschmuck von Perlen, eine Taschenuhr und einen funkelnden Ring! Es war ein so schönes Hochzeitsgeschenk, wie eine Pariserin in der Nähe des Thrones sich keinen schöneren hätte wünschen können. Für die Mutter hatte er eine Busennadel und eine Brille, für den Vater das feinste Sattelzeug, das zu bekommen war.

In seiner Stube in jenem schweizer Pfarrhause hatte er mir diese Sachen gezeigt, hatte er sie aus seiner Handtasche, an der ein silber-

nes Schloss hing, genommen, sie in allen möglichen Lagen und Lichtstrahlen blitzen lassen, dann wieder sorgfältig in die ledernen Etuis verschlossen und zurück in die Tasche gethan. — Jetzt wollte er sie nicht mehr herausthun, bis er an Ort und Stelle sei, denn er fürchtete, sie möchten etwas von ihrem Werte einbüssen.

Er forderte mich auf, ihn zu begleiten; seine Heimat sei dieser Mühe wert. Er garantierte mir die besten Pferde, die beste Zigeunermusik, den besten Tokaier und Carlowitzer, die schönsten Volkstänze — von allem, was seine Heimat bieten konnte, das beste. Nach der Hochzeit wollte er mit seinem Vater eine längere Reise nach Italien machen, wohin sich der schon in seiner Jugend gesehnt. Ich sollte der dritte im Bunde sein. Wir würden dann nach Mailand, Venedig, Florenz, Rom, Sicilien — in die Palazzos, Bibliotheken, in die Kunstkammern, in die Kirchen gehen. Er schilderte alles in den glühensten Farben, mit der grössten Beredsamkeit, als ob er es im Geiste vor sich sehe, im Geiste höre, schmecke, fühle.

Nach einem jeden solchen lebhaften, fast ausgelassenen Ausbruch aber folgte ein Rückschlag. Er zuckte, wie vom Blitz getroffen, zusammen, drehte seinen Kopf hinaus, als ob er fürchte, dort möchte sich etwas ereignen, etwas Unangenehmes oder gar Gefährliches. Seine Augenlider senkten sich ein wenig, wie im Traume, während die rundlichen, weissen Händchen den spitzen Bart zogen und drehten wie im Fieber.

Nach einem solchen Augenblick des Träu-

mens, des Nachdenkens, fragte er mich, den Kopf noch hinausgewendet:

„Sagen Sie mir, sind Sie abergläubisch?“

„Nein, das bin ich nicht!“ antwortete ich.

„Glauben Sie auch nicht an Prophezeiungen und Weissagungen?“

„An die der Bibel? — ja!“

„Nein, nein! Ich meine andere Prophezeiungen — sagen wir: an die Prophezeiungen der — der Zigeuner?“

Er war sehr ernst und blickte mich jetzt ängstlich an.

Ich musste lachen und schüttelte den Kopf. „Wo denken Sie hin!“

„*Ich* thue!“ sagte er leise, und nachdem er seinen Kopf wieder hinausgedreht hatte, setzte er fast unhörbar noch einmal hinzu: „*Ich* thue!“

Er blickte schweigend auf die dunkle Fläche, die am Tage blau ist und den Vierwaldstättersee repräsentierte. Sie war ganz still — glatt wie ein Spiegel.

„Ich bedauere Sie!“ brach ich das Schweigen. „Aber glauben Sie mir — es ist nur Einbildung — es ist Aberglaube — nichts weiter!“

Er zuckte die Achseln und fragte:

„Soll ich erzählen?“

„Sie können mich dadurch doch nicht überzeugen. Es ist selbstverständlich, dass manchmal etwas passiert, — aber das passiert nicht deshalb, weil es von einem Menschen vorher erwähnt worden ist; sondern vielmehr weil Gott es schickt oder zulässt — zur Besserung oder Züchtigung. . . Aber erzählen Sie immer-

hin, Monsieur L——, ich bin neugierig, Ihre Beweisgründe zu hören!"

Er rollte mit beneidenswerter Schnelligkeit und Accuratesse zwei Cigaretten, gab mir eine davon und begann, gegen seine frühere Art langsam und oft sich wie im Traume verlierend, also:

„Ich habe Ihnen schon gesagt, dass ich mit fünfzehn Jahren mein Vaterhaus und Vaterland verliess, und zwar mit meinem zwei Jahre älteren Bruder, um mit ihm in der Fremde etwas zu suchen, das bei uns nicht — auf der Pussta nicht zu haben war. Mein Vater war arm, aber er hatte uns lieb und wollte ein Uebriges thun. Er lud eine Menge Freunde ein und liess von einigen Zigeunern Musik machen. Es war ein lustiges Abschiedsfest und dauerte bis zum Morgen.

„Als die meisten Gäste schon fort waren, da stimmten die braunen, lumpigen Gesellen nochmals ihre Instrumente und spielten den Rakoczimarsch — den Rakoczi! — unsern Nationalmarsch.

„Mein Vater trat auf uns zu und sagte, uns auf die Schultern klopfend:

„ ‚Hört nur gut zu, Ihr Jungens, hört nur gut zu, und prägt ihn Euch ein, den Rakoczi! Denn in diesem Marsch ist der Charakter Eures Volkes verkörpert, — und so hört Ihr ihn niemals wieder!'

„Der Zigeuner, der die Bassgeige gespielt und der diesen Ausspruch gehört, sagte im Fortgehen, als er noch ein Glas Wein mit uns trank:

„ ‚Ja, Frederic und Jules, *so* hört Ihr ihn

nirgends als bei uns! Und wehe, wenn Ihr ihn einmal draussen in der Welt hören solltet! Dann nehmt Euch in acht! Das bedeutet etwas! Dann giebt's ein Unglück!' "

„Der Zigeuner war betrunken!" schalt ich ein.

„Betrunken? — Mag sein! Aber wir konnten die Worte nicht aus den Kopf kriegen, — und sie trafen zu!"

„Unsinn!"

„Nicht bloss einmal!" fuhr der Erzähler unbeirrt fort. „In Berlin sassen wir einst in einem Musiksaal, wo auch Erfrischungen ausgeteilt wurden. Es war gleich nach unserer Ankunft dort, und wir wussten nicht, womit wir die Zeit am Abend herumbringen sollten. Auf einmal sprangen wir wie ein Mann auf. Das Orchester hatte die ersten Akkorde des Rakoczi gespielt! Und als wir hastig unsere Rechnung bezahlen wollten, war unser Geld gestohlen!

„Das war das erste Mal, dass wir den Marsch auswärts gehört.

„Nachher waren wir nach Paris gekommen. Hier wartete schwere Arbeit auf uns, und wir hörten keine Musik, keine gemüterregende Musik, wie wir sie gewöhnt waren.

Endlich, nach jahrelangem Streben, Arbeiten, Rennen, hatten wir uns eine Stellung errungen, die verhältnismässig gut war. Da kam die Weltausstellung mit ihren Tausenden und Millionen von Fremden, die teils ihr Leben geniessen, teils ‚ihr Leben machen' wollten. Unter den Letzteren befand sich auch eine ungarische Zigeunerkapelle. Jules und

ich wollten vorbeigehen, wollten sie nicht hören; aber es zog uns gleichsam mit magnetischer Gewalt hin zu ihnen, und nachdem wir erst ein paar Nummern belauscht, konnten wir uns nicht mehr davon losreissen. Es giebt ja keine schönere Musik, als die ungarische, zumal wenn die Geige etwas dabei zu sagen hat. Und selbstverständlich! sie spielten auch den Rakoczi! Fast bereuten wir, dass wir hingekommen waren. Aber ah! er war so schön!

„Wir gingen bald darauf heim, schweigsam, gedrückt; wir wussten, dass etwas passieren würde — aber was? Wir waren noch nicht zu Hause, da trafen wir einen Freund, der fragte uns:

„„Wisst Ihr schon, dass Matthieu & Cie abgebrannt sind?‘

„Matthieu & Cie war die Firma, bei der wir angestellt waren — und durch dieses Feuer verloren wir unsere Stellung. Wir fühlten, als ob wir an dem Unglück schuld seien; es wäre auch nicht passiert, hätten wir nicht den Rakoczi gehört — gewisslich nicht!“

Er hielt einen Augenblick inne; dann fuhr er fort:

„Wir machten uns nun an die Gründung eines eigenen Geschäfts, einer Droguen-Handlung. Wir hatten Erfolg. Unser kleines Geschäft wuchs, wuchs, wuchs! Wir traten in die höchste Gesellschaft, in die Aristokratie ein. Ich verlobte mich. Ah, Monsieur! mit einem Mädchen —! . . . Wir waren so glücklich! . . .

„Man gab uns zu Ehren eine Gesellschaft, wozu alles eingeladen war, was gross war:

Dichter, Schriftsteller, Künstler, Gesandtschaften. Da trat ein Geiger hervor, ein grosser Geiger, und spielte — mir zum speciellen Genuss — den Rakoczi!

„Ein paar Wochen darauf begruben wir sie, begruben wir Athalie, meine Braut. . . . Die Cholera hatte sie dahingerafft.“

Er blickte hinaus — träumerisch, traurig. Ich bedauerte ihn, verstand ihn und lachte nicht mehr.

„Wie lange ist das her, Monsieur L——?“ fragte ich.

„Heute sind es genau zehn Jahre!“

Nach einigen Minuten fragte ich weiter:

„Seitdem aber haben Sie den Rak—“

Er winkte mir hastig mit der Hand, dass ich die Frage nicht beendigen solle, warf seine ausgegangene Cigarette auf ein Rosenbeet hinaus und stieg vom Fensterbrett herab.

Langsam und gemütlich schlug es vom kleinen Kirchturm herab die Mitternachtsstunde. Dann war alles totenstill. Wir wollten uns gerade unserer Kleider entledigen, da hörten wir aus der Ferne einige Ruderschläge. Einer Wasserspinne gleich glitt ein Boot in die See hinaus, und dann ertönten plötzlich, ohne Warnung, ohne Vorspiel, ohne Saitenstimmen, die Töne einer Geige — vibrierend, sanft, leise, melancholisch, wehmütig, dann lauter, lauter, lauter, stürmischer, wilder. . . . *Der Rakoczi! Der Rakoczi!* Geisterhaft, als ob die Wassernixen auf dem Seeboden um die hinabgesunkene, leblose Gestalt eines Schiffers einen Reigen aufführten und dazu ihren Triumphgesang sängen — als ob die Gnomen aus den Bergen

herausgeschlüpft wären und ihren Schmerz über den Tod des Schiffers in einem Trauerliede Ausdruck gäben — geisterhaft tönte es über das ruhige, dunkle Wasser herüber!

Es nutzte nichts, dass der Pariser sich die Ohren zuhielt — es nutzte nichts! Er nahm seine Finger jeden Augenblick heraus, er hoffte, er habe sich getäuscht, es sei gar nicht der Rakoczi. Aber es half nichts, er *war* es! Und wie meisterhaft vorgetragen! Man hörte ein Dutzend Geigen, ein ganzes Orchester, der See schien von Geigern übersäet!

Im Fenster sitzend lauschte ich atemlos, erschrocken und doch wieder entzückt, bis der letzte Ton vom Hauch des Nachtwindes fortgehascht war. Dann erschollen wieder die Ruderschläge — tappertitapp! tappertitapp!

Und alles war still.

Nur Monsieur L—— lag auf seinem Bett im Nebenzimmer, das Gesicht im Kopfkissen vergraben, und schluchzte! . . und schluchzte! . .

Einmal weckte er mich. Ich war gerade im besten Schlaf. Er stand vor meinem Bett, noch nicht einmal ausgezogen, und hielt meine Hand krampfhaft fest.

„Monsieur! Monsieur! Entschuldigen Sie! Ich kann mir nicht helfen! Ich kann nicht schlafen! . . . Der Rakoczi! . . . Er lässt mich nicht ruhen! . . . Wa—as denken Sie, wird wohl pass—ssieren?“

Er zitterte wie ein verurteilter Missethäter im Schatten seines Galgens.

Ich sammelte, wie ein Advokat der letzten Instanz, alle meine, zu solch ungewöhnlicher Stunde nicht gerade zahlreichen, verfügbaren Kräfte, geistige wie körperliche, zusammen, platzte vor allen Dingen in ein herzhaftes Gelächter aus, das nicht nur, zu meinem nachherigen Bedauern, den guten, dicken Pfarrer, sondern auch sämtliche, in der uns zugekehrten Seite des Hotels einquartierten Gäste — die am Morgen alle den Spass wissen wollten, der uns passiert — zur Besinnung brachte; dann rief ich laut und mit einer Bestimmtheit, auf die ich heute noch stolz bin, zur Zeit aber selbst nicht wusste, wo sie herkam:

„Unsinn! Nichts passiert! Das war ein Violinist, der eine Reise macht und aus Kuriosität einmal um Mitternacht dem Pilatus ein Ständchen bringen wollte. Vielleicht war es ein Landsmann von Ihnen. Natürlich spielte er dann den Rakoczi! Es giebt doch nichts Einfacheres, als das! Remenyi spielte ihn auf der Pyramide des Herrn Cheops in Aegypten — und Edouard lebt heute noch, und die alte Pyramide samt den jungen existieren alle noch, gerade so gut wie Fräulein Sphinx, der Sandplatz drum 'rum und der vereinigte Nil! — — Glauben Sie mir: nichts passiert! Legen Sie sich getrost nieder und stellen Sie Ihre Sache Gott anheim! — — Gute Nacht!"

Er schlich wieder in sein Zimmer, langsam, unsicher, matt, furchtsam, und brachte im Dunkeln fertig, an jedes Stück Möbel anzustossen. Wie ein Kind folgte er mir. Ich hörte, wie er für das Bett Toilette machte und dann in die weichen Daunen sank.

Ob er schlief, das wusste ich nicht. Es verging eine Stunde, ohne dass ich meine Augen wieder geschlossen hätte. Es reute mich, dass ich den armen Menschen so abgetrumpft hatte.

Als es drei schlug, hörte ich ihn seufzen:

„Ich wünsche, ich könnte es so leicht nehmen, wie *er*!“

Am nächsten Nachmittag sassen wir an einem der kleinen Gartentischchen des Hotels, nahe der Landung der Boote von Luzern, und leerten zusammen eine Flasche Wein.

Monsieur L—— war nicht sehr fröhlich. Ich hatte meine dünne Witzader an dem Tage so lange sprudeln lassen, bis sie ausgelaufen war — von welcher Ausbeute sie sich nie wieder so recht erholt hat —, und dies alles nur, um ihn aufzuheitern und den Rakoczi vergessen zu lassen. Aber ich bedauere, sagen zu müssen, dass er ein höchst gleichgültiges Publikum war. Fast hatte ich Gewalt anwenden müssen, um ihn auf den Rigi hinaufzubringen. Jeder Schritt, den er that, meinte er, werde sein letzter sein. Er hatte nicht gewagt, zum Fenster des Eisenbahnwagens in die grossartige Landschaft hinauszusehen, und oben hatte er sich auf einen Hügel gesetzt und war wie eine Bruthenne sitzen geblieben, bis ich ihn wieder in den Waggon geschleift.

„Dies ist alles sehr schön, aber ich kann mich jetzt nicht mehr daran ergötzen! Es wird sich bald etwas ereignen, ich fühle es! Vielleicht giebt gar der Berg nach, und Sie

müssen dann auch noch darunter leiden!" hatte er einmal geäussert.

Während der Abfahrt von Rigi-Kulm nach Viznau hatte er mir die Adressen seines Vaters, seines Bruders und einiger Freunde aufgeschrieben, an die ich berichten sollte, falls ihm etwas zustossen würde, und ausserdem mir ganz genau angegeben, wie ich die Wertsachen und seinen Handkoffer zu verpacken habe.

Bei der Flasche Wein am Tischchen wiederholte er mir noch einmal alles, übergab mir gleichsam sein Testament mündlich, und hörte nicht eher damit auf, als bis das Dampfboot von Luzern angepustet kam, auf dem wir abwärts fahren wollten.

Wir stiegen ein, begaben uns auf das obere Deck, und während mein Freund sich sicher niederpflanzte, besah ich mir unsere Reisegesellschaft, ob vielleicht jemand aus Amerika darunter sei.

Der Kapitän war in das Hotel hinübergegangen, kam jedoch sogleich zurück und zwar mit dem Eigentümer desselben. Sie kamen stracks auf uns zu.

„Sind Sie Monsieur L——?" fragte der Kapitän meinen Bekannten.

„Ja!" antwortete der, bleich werdend.

„Monsieur L—— von Paris?"

„Ja!"

„Sie haben einen Bruder dort?"

„Ja — Jules!"

„Sie sind der rechte Mann! Hier ist ein Telegramm für Sie!"

„F—ffür m—mich?"

Grosse Schweisstropfen standen an seiner

Stirn. Er zitterte am ganzen Körper und blickte mich an als wollte er sagen:

„Sehen Sie! Der Rakoczi von gestern abend! Ich wusste es ja! Gewiss ein entsetzliches Unglück!“

Monsieur L—— nahm das Telegramm in Empfang, reichte es mir und lispelte:

„Lesen Sie; ich—ich kann nicht!“

Ich war selbst sehr nervös. Mein Herz pochte wie ein Eisenhammer, und meine Hände bebten als ich das Couvert erbrach und leise für mich las:

An Frederic L——

Schiff von Brasilien in Havre angekommen. Ladung ausgezeichnet. —— steht jetzt auf voll 87. Für uns ein Gewinn von 75. — Kaufe dem Alten das Gut Broczoc. Ist zu verkaufen nach dem Temps. Jules.

Ich machte ein furchtbar trauriges Gesicht, und las dann im weinerlichsten Tone, dessen ich fähig war, Wort für Wort stark betonend, den Wisch vor. Aber noch ehe ich geendet, hatte er mir das Blatt aus den Händen gerissen. Er las es ungefähr zwölfmal durch, bevor er es recht verstehen konnte. Seine Wangen bekamen wieder Farbe, und er lächelte wie einer, der monatelang krank gewesen. Dann sprang er auf und lief, mich am Arme nach sich ziehend, zum Hotelier hinab, der eben das Boot verlassen wollte.

„Monsieur! Monsieur!“ rief er. „Können Sie mir sagen, wer letzte Nacht hier auf dem See den Rakoczi gespielt hat?“

„Ah! Haben Sie ihn gehört? Es ist ein junger Ungar, der von einem verrückten Engländer, welcher die Villa da drüben bewohnt, engagiert ist. Die einzige Arbeit dieses Geigers ist, jede Nacht um Schlag zwölf Uhr in die Mitte des Seees hinauszufahren und dort den Rakoczi zu spielen. — Er thut das nun schon seit drei Monaten!“

Und da er, als gewifter Geschäftsmann, dies für einen passenden Moment erachtete, eine verbindliche Frage an den reichen, hervorragenden Pariser zu richten, fügte er schnell, noch hinzu, einen kunstsinnigen Diener verübend:

„Werde ich die Ehre, Sie hier zu sehen, bald wieder haben? Es wäre die glücklichste Stunde meines Lebens!“

Monsieur sah ihn einen Augenblick freundlich an, dann sagte er:

„Könnte schon möglich sein, denn den Rigi möchte ich noch einmal besteigen, — diesmal war es zu — neblig!“

Gleich darauf dampften wir den See hinab. Für meinen Bekannten aber existiert auf dieser schönen Strecke nichts als das Telegramm, das er stets wie eine teleskopische Wunderansicht vor den Augen hin und her schob, und obgleich ich ihn später an den Tellsstein ruderte und seine Nase daran rot rieb, so glaubt er doch bis zum heutigen Tag nicht, dass ein solches Ding dort zu sehen ist.

Das Geschäft von Jules und Frederic L—— existiert heute noch in Paris, und zwar ist es

eins der grössten seiner Art in der französischen Republik.

Vor einem Jahre etwa bekam ich einen Brief von Monsieur Frederic.

Ich sollte zur Hochzeit seines Bruders kommen, wofür sie grossartige Vorbereitungen getroffen und unter anderem eine Zigeunerkapelle importiert hatten, auf deren Progamm der Rakoczi nicht weniger als zwanzigmal sich breit machte.

Ich aber will den Marsch nie mehr hören, denn so, wie in jener Nacht am Fusse des Rigi, wird er mir doch nicht wieder klingen.

Der verrückte Engländer hatte Geschmack, das musste man ihm lassen.

Der Letzte seines Stammes.

Die elektrischen Bogenlampen zischten, flakkerten auf, zitterten und verminderten ihre Leuchtkraft, aber nur, um das Licht in der nächsten Sekunde wieder desto heller hervorzustrahlen.

Schwärme von Menschen bewegten sich eilig in geschlossenen Kolonnen auf den Seitenwegen hin, wie deutsche Infanterie. In der Gosse hielten die unrasierten, dreckigen Italiener mit ihren zweiräderigen Fruchtkarren, einer am andern, einer seinen Nachbarn in Begleitung mörderischer Blicke an Feilheit überbietend, und in ihrem fremdländischen Jargon einen Lärm heraufbeschwörend, der auch dem unmusikalischsten Ohr zum mindesten unschön klingen musste. Auf der anderen Seite des Menschenstromes, an den Pfeilern oder in den Nischen der mächtigen Geschäftshäuser, lehnten Hosenträger-, Spielwaren-, Schnurrbart-, Messer- und Salbenverkäufer und priesen ihre Sachen durch Grimassen oder mit grossem Redefluss an.

Mitten in diesem Gewühl, diesem Geschrei wurde ich auf einen eigentümlichen Ton auf-

merksam; fast erschütterte er meine Gehörnerven. Er war nicht sehr laut, auch nicht sehr schrill, aber so unsäglich jämmerlich! Es war ein Ton, wie man ihn an Krankenbetten hört, ein Spitalton — dumpf, ängstlich, raspelnd, wimmernd, als ob er nur mit der grössten, der letzten Anstrengung hervorgestossen würde; es war, als ob ein Diphtheritiskranker sich verständlich zu machen suche, oder ein Halsschwindsüchtiger, oder irgend ein anderer Todeskandidat — es war wahrhaftig eine Grabesstimme!

Der Ton, oder vielmehr die Töne erschollen zu meinem Entsetzen wieder und wieder, und zwar in ganz bestimmt abgemessenen Zwischenräumen. Aber obwohl ich angestrengt lauschte, verstand ich doch keine Silbe davon. Es ist auch schwer, diese Töne oder Worte durch Buchstaben nur anzudeuten. Ich experimentierte nachher aus dem Gedächtnis stundenlang daran herum, und hier ist das Annäherndste, das ich zustande brachte:

„Knnnbnnnsnnnsnns! Knnnbnns! Kns!“

Wer war der unglückliche Eigentümer dieses Organes?

Nach kurzer Spionage hatte ich denselben lokalisiert. Drüben an der Ecke stand er, eine hoffnungslos dürre Gestalt, das Ideal einer Hopfenstange, die einen Mann im Alter von fünfundvierzig bis fünfzig Jahren vorstellte.

Ich sah mir diese Erfindung näher an. Die eine Schulter derselben stand fast um einen halben Fuss höher als die andere, die Kleider schlotterten an dem Knochenbau wie an einer in vernachlässigtem Zustande sich befindlichen

Vogelscheuche herum, und die Arme waren sicherlich nicht dicker als ein Besenstiel. Am abschreckendsten aber war sein Mund, wenn er sich anstrengte, seine unnatürliche Partie zur Strassensymphonie beizutragen. Er verzog sich nach inwendig, stülpte sich gleichsam um, als hätte er zwischen den Zahnstumpen auf einmal ein Fass unreifer Hiobsthränen oder Persimons verquetscht, und der dadurch hervorgebrachte, hervorgestossene Ton überzog den aufmerksam beobachtenden Zuhörer mit einer Gänsehaut von der Dicke eines Schildkrötenpanzers.

Auf der eingeklappten Brust, mittelst eines Riemens um den Hals festgehalten, befand sich eine kleine, einen Fuss lange und einen halben Fuss breite Pappbox, die mit knöchernen Hemdenknöpfen, auf blauem Papier dutzendweise festgenäht, angefüllt war. In jeder bebenden Hand ein solches Papier den Vorübergehenden entgegenreichend, diese mit den grauen, aus ihren tiefen Höhlen hervortretenden, glanzlosen Augen ansehend und seine Lamentation gleichsam als vorangeschicktes Encore zugebend — so stand die Missgestalt da, eine Missgestalt, die die beste Aussicht hatte, eine Museumsberühmtheit zu werden.

Der Mann merkte, dass ich ihn unverwandt beobachtete, und dachte wohl bei sich, ich hätte keinen höheren Wunsch, als eine Ladung Kragenknöpfe mir zuzulegen. Seine Augen traten so weit vor, dass man fast so zu sagen hinter deren Coulissen sehen konnte, dass man fürchten musste, die Augäpfel würden im nächsten Augenblick auf dem Pflaster zwischen

den Hunderten von Füssen herumkollern; es zitterte sein ganzer Knochenbau in den übergrossen Kleidern; er wurde bleicher, wurde fahler, schob sein Gesicht auf Halbmast, die eine Schulter höher, die andere niederer; seine Hände hielten mir seine knochige Ware entgegen; im ganzen wurde er, wenn es möglich war, länger, dünner; seine Worte tönten abschreckender, unverständlicher, grässlicher als sonst:

„Knnnbnnsnnsnns! Knnnbnns! Knnbns!"

Ich sprang auf ihn zu und rief:

„Mann! Sie sind ja krank! Machen Sie, dass Sie nach Hause, ins Hospital, ins Bett kommen! Sie können am Ende noch gerettet werden, wenn Sie sich beeilen!"

Mit unsäglich trostloser Miene schüttelte der Menseh den Kopf — was mir äuserst gewagt erschien, denn derselbe konnte unmöglich fest sitzen — und piepste weiter, seine Knöpfe mir dicht vor den Mund haltend, als ob ich sie kosten sollte.

„Nehmen Sie doch Vernunft an!" rief ich, ihn zu übertönen suchend. „Hüten Sie Ihren Hals, es könnte Ihnen sehr schlecht bekommen! Sie haben eine böse Krankheit! Und wenn Sie noch lange warten, sind Sie vielleicht verloren — dann ist vielleicht keine Rettung mehr. Professor Dr. Schienbein sagt —"

Der Mann aber wollte nicht wissen, was diese medizinische Autorität in ihrem berühmten Werk über Halskrankheiten zu sagen für passend hält, sondern drehte sich einfach von mir weg und rief seine Anpreisung in eine andere Richtung hinaus.

„Soll ich die Ambulanz kommen lassen? . . Sie können ja kaum mehr humpeln!“

Der Knopfverkäufer merkte, dass ich mich nicht so leicht abspeisen lassen würde. Er war offenbar erstaunt, dass sich jemand um sein Wohlergehen bekümmerte; vielleicht imponierte ihm auch meine dargethanene medizinische Kenntnis; oder überraschte ihn meine Dreistigkeit? Es wurden, nebenbei bemerkt, schon einige Passanten auf uns aufmerksam. Dies schien ihm unangenehm zu sein. Deshalb schaffte er sein Federgewicht auf die Seite, gab mir ein Zeichen, ihm zu folgen, worauf er um die Ecke ging und in eine tiefe Nische eines Gebäudes hinein.

Da! Was war's? War das derselbe Mann? Nicht doch! Unmöglich! . . . Seine Schulter war, wie eine Wage, der man das ungleiche Gewicht aus den Schalen genommen, aufgeschnellt. Sein Gesicht war nicht schön, aber doch angenehmer geworden. Es blieb lang und hager, aber die Farbe wurde besser; das Blut, das er in einem geheimen Reservoir verborgen gehalten haben musste, strömte ihm ins Gesicht.

Ob er errötete?

Und seine Stimme! Ha! Sie klang ganz gewöhnlich, ganz normal, und hatte von dem früheren Schreckenstone nicht mehr an sich, als die meinige.

Ich stand vor einem Rätsel, einem anatomischen Rätsel, einem interessanten Fall. Dieses Rätsel aber machte eine tiefe Verbeugung und sagte etwas, das ungefähr so lautete:

„Sie meinen es ohne Zweifel gut, mein Herr,

und sind wahrscheinlich ein junger Mediziner. Kenne die Sorte — ist sehr eifrig, ist Feuer und Flamme für ihr Metier! Aber ich bin nicht krank, nicht einmal unwohl, wie Sie jetzt die Gewogenheit haben wollen, zu bemerken. Sie, mein werter Herr, sind der erste, der darnach frägt, der erste und der einzige, der es von mir hören wird. Ich bin durch Umstände genötigt worden, mich und meine Ware so zu annoncieren, wie Sie gesehen und vernommen. Es hat mir viel Mühe gekostet, es hat lange gedauert, bis ich es zur Vollkommenheit gebracht hatte, zu der Vollkommenheit, wie ich mir schmeichle, sie jetzt zu besitzen. Und deshalb möchte ich Sie auch ersuchen, mich nicht zu verraten, zu überliefern!"

Er liebkoste verlegen seine kleinen Knopfscharen, als ob er die knöchernen Dingerchen verehre, die bei jeder seiner Bewegung auf ihrem Papier wackelten und rappelten, und aussahen, als ob sie ihn verständen.

„Hm! Wie heissen Sie denn?" fragte ich, nachdem ich mich von der ersten Ueberraschung einigermassen erholt hatte.

„*Baron Amadeus Adolphus Theophilus von Wurmstich!*" antwortete er fliessend im grössten Ernst, indem er, seine Knöpfe besorgt festhaltend, eine galante Verbeugung machte.

Dies wirkte wie ein Kanonenschuss auf mich; hätte ich mich nicht an einem Pfeiler festgehalten, so wäre ich wie durchlöchert lautlos in den Strassenleim gesunken. Zu meiner eigenen Verwunderung kam ich jedoch wieder zu mir, machte eine Gegenverbeugung, die gewiss, mit herrschaftlichen Baronsaugen aufgefangen, sehr

eckig, sehr lächerlich ausfiel, und nannte im grössten Ernst meinen Namen. Dann setzte ich noch hinzu:

„Sie haben nicht immer in Knöpfen gehandelt, Herr — Herr Baron Amadeus Adolphus Theophilus von —“

. . . „von Wurmstich!“ fiel er prompt ein, als ich mich nicht weiter wagte.

„Ah! Entschuldigen Sie! — . . . . von Wurmstich?“

Ein schmerzliches Lächeln glitt über das herrschaftliche Antlitz, und ich entdeckte wirklich einen adeligen Zug in demselben.

„Gewiss nicht — ich habe bessere Zeiten gehabt. O, mein Herr, die Besitzungen meines Vaters, des Herrn Baron Strumpf von Wurmstich! — ich werde sie ewig vor Augen haben! . . . Ich freue mich stets auf die Nacht, wenn ich mich auf mein hartes Bett legen und von der schönen Heimat ungestört träumen kann. . . . Haben Sie vielleicht einmal das Vergnügen gehabt, am Ufer der Isar, der schäumenden Isar, der tollen Isar zu wandeln? . . . Wenn Sie diese, von München kommend, abwärts entlang gehen, kommen Sie zu einer Burg, einer richtigen Burg mit Türmen und engen Schiessscharten, Burgkeller, Burgverliess und Zugbrücke. Das gehörte unserer Sippe seit Jahrhunderten. Ganz in der Nähe steht ein moderneres Schloss — stolz wie eine korinthische Säule! Darin wurde ich geboren, dort verlebte ich meine Jugendzeit. Es war köstlich, und dauerte, bis ich die Universität besuchte. Dort lebte ich nicht minder gut, dort lebte ich verschwenderisch! Nachdem

meine Eltern gestorben, ging der Tanz erst recht los — den Tanz zum Uebersturz, zum Verderben meine ich! Gehen Sie nach Berlin, Heidelberg, Leipzig, Padua, Wien, Rom, Paris, Petersburg — Sie können noch überall von meinen Gastmählern, von meinen Duellen und grossartigen Wetten hören! . . . . Und wie ich endlich ausstudiert hatte, da war unser alter Stammsitz, der früher gegen alle Ueberfälle wie gefeit schien — unser altes Familienschloss war dahin, verbraucht, verschwendet vom letzten, einzigen Erben. . . . . Mit einer kleinen Summe versehen, die mir ein midleidiger Freund zugesteckt, ging ich nach Amerika und wollte hier irgend etwas damit anfangen. Ein anderer hätte auch vielleicht etwas damit zustande gebracht, ich aber nicht, ich hatte bald nichts mehr davon. . . . Ich kam bis hierher, that alles mögliche, handelte in allem möglichen — in Hosenträgern, in Messern, in Lumpen, in Knochen. . . Es gab sogar eine Zeit, in der ich nahe daran war, meinen altehrwürdigen Barontitel samt Petschaften zu verkaufen. Ich ging mit einem Schild auf der Brust herum, auf dem ich in lateinischen, griechischen und hebräischen Worten gezeichnet hatte: ‚Ich, Baron Amadeus Adolphus Theophilus von Wurmstich, bin gesonnen, gegen einen annehmbaren Geldbetrag meinen altersgrauen Adelstitel samt Petschaften zu veräussern.‘ Aber die Polizei, die das nicht lesen konnte, hielt es für eine fälschliche Blindenanzeige, steckte mich eine Nacht ins Loch und verbot mir, dasselbe weiter auf der Strasse herumzutragen. . . Meine nächste Spekulation

waren die Collarbuttons. Auch sie gingen anfangs nicht, und ich wurde, da ich das Eckenstehen im Wind und Wetter nicht gewöhnt war, krank, ich bekam's im Hals. Da bemerkte ich, dass die Menschen durch meine heisere Stimme aufmerksam auf mich wurden, aus Mitleid von mir kauften, und ich ziemlich Ware umsetzte. . . . Aber ich wurde wieder gesund, bekam meine alte Stimme wieder — und das Verkaufen war wieder aus! Da kam mir der erste originelle Gedanke meines Lebens! Ich legte mich aufs Nachmachen, versuchte ganze Nächte lang, einen Ton herauszubekommen, der ähnlich wie der klang, den ich während meiner Krankheit ausgestossen hatte. Es war keine leichte Aufgabe, und die Besitzer des Hauses, wo ich logiere, wollten mich wegen Ruhestörung an die Luft setzen. . . . Aber schliesslich konnte ich ‚Excelsior!' ausrufen — ich hatte den Ton in meiner Gewalt. . . Es strengt mich noch an, aber es zieht!"

Der Baron schwieg, seine Knöpfe beliebäugelnd.

„Sie sagen, Ihr Geschäft geht gut, Herr Baron?" fragte ich.

„Ja, werter Herr, es geht mir jetzt besser als je in Amerika. Mein Publikum finde ich hauptsächlich unter den Damen, und das Gute hiervon ist, dass die keine Knöpfe für ihr Geld wollen! Ich kenne viele, die haben schon ihr Geld bereit, wenn sie hierher kommen. . . . . Da! da! — Pardon, mon ami! — sehen Sie, da kommt eine von meinen Wohlthäterinnen!"

Damit machte er mir eine vornehme, echte

Verbeugung, verwandelte sich im Schutze der Nische wie der Wind in jene Missgestalt und hinkte an die Ecke, zitternd seine knöcherne Ware feilbietend, sein Gesicht verzerrend und seinen jämmerlichen Satz ausstossend.

Und richtig! Eine Dame kam heran, drückte ihm ein Stück Geld in die Hand und hüpfte von dannen.

Der Schwindler machte eine krüppelhafte, linkische Verbeugung und fiel dabei fast um. Hinter dem Rücken der Dame steckte er das empfangene Geld wie selbstverständlich ein und rief weiter:

„Knnnbnnsnnsnnns! Knnnbnnns! Kbns!“

Eine Weile sah ich dem Schauspiel zu. Ich konnte mich nicht dazu entschliessen, die Polizei auf diesen Betrug aufmerksam zu machen, da ich wusste, dass sie für diesen Dieb im kleinen einen Dieb im grossen laufen lassen würde.

Als ich dann an ihm vorbeiging, hielt er wieder seine Knöpfe hocherhoben, und winzelte, wisperte seine Jeremiade mir zu. Ich konnte mir nicht helfen, ich drückte dem Knopfverkäufer, dem Herrn Baron Amadeus Adolphus Theophilus von Wurmstich ebenfalls einen Nickel in die dünnen, bebenden Krallen, und machte dann, dass ich fort kam.

In dem Geschrei, dem Gewühl, in der tausendstimmigen Strassensymphonie hörte ich ihn noch ein paarmal in regelmässigen Zwischenräumen hinter mir herwimmern.

An dem Streifen blauen Himmels droben, den man von der Strasse aus zwischen den Häuserdächern erblickt, sah ich einen grossen

Stern, den gelben Jupiter, der sich vor Lachen auszuschütten schien.

Aber mit dem besten Willen konnte ich nicht mitthun.

Es durchschauerte mich.

Mein Schweizerknab'.

„Und nicht wahr, Sie vergessen mich nicht, Herr?" — das waren die letzten Worte, die ich von dir gehört, mein lieber Schweizerknab'. Du sprachst sie nicht so rein, die Worte, wie wir. Du sprachst sie rauh, wie es deines Volkes Art. Aber doch drangen sie mir tief, tief ins Herz. Ich sagte es dir damals schon und sage es jetzt wieder: nein, nie vergesse ich dich, mein Schweizerknab'. Ja, und sollte ich selbst die schneeigen Alpen, auf denen ich gerutscht, die grünen Matten, auf denen ich gelagert, die sprudelnden Quellen, aus denen ich mich gelabt, die schönen Städte, in denen ich mich erfreut — sollte ich selbst dein ganzes, kleines, schönes Heimatsland vergessen — — dies einzige Wort aus deiner rauhen Schweizerkehle: „Und nicht wahr, Sie vergessen mich nicht, Herr!" zaubert mir alles wie im Traume wieder zurück. Dann sehe ich dich wieder vor mir, wie du damals mir zuerst nachliefest und mich batest, dich zum Führer zu mieten; dann sehe ich dich wieder vor mir, wie du mit Riesenschritten die steinigten Pfade auf und ab schrittest; dann sehe

ich wieder deinen Blick, den treuherzigen; dann höre ich wieder dein eigentümlich-gutmütiges Lachen, das so oft in den Thälern widerhallte; dann sehe ich wieder dein freundliches, rundes Gesicht, deine gedrungene Gestalt, und glaube dann jedesmal dein gutes Herz unter der braunen Jacke schlagen zu hören. Auch meine ich dann das unheimliche, nie rastende, wilde Rauschen der unbändigen Lütschine zu vernehmen, wie sie kichernd und geifernd an uns vorbeischoss, als wir zusammen an ihrem Ufer einherschritten. Und Lawinengedonner und Alphornklang, Kuhglöckchenschall und Kanonenschussechos, Schweizergejodel und helles Juchzen summt wirr durcheinander dann um meine Ohren her. Drunten aber, im kühlen Grunde des Lauterbrunnenthales, erblicke ich dann ein kleines, niedriges Hüttchen. Nur klein ist's fürwahr, winzig klein. Aber drinnen wohnt ein grosses Herz, ein Mutterherz — *dein* Mutterherz, mein Schweizerknab'! O, wie bist du reich, mein armer Knab'! Beneide sie nicht, die aus weiter Ferne herkommen, um ihren vollen Beutel, um ihre Goldgehänge, um ihre schönen Kleider — beneide sie nicht, sag' ich, denn lange wirst du unter ihnen suchen müssen, bis du einen findest, der einen Schatz besitzt, der dem deinen gleicht.

Schweizerknab'! Du wirst mir doch nicht böse werden, weil ich hier etwas aus deinem Leben erzählen will? — dass ich deine Geschichte hier aufzeichne? Denn höre: so schlicht und einfach, so arm und gering du auch bist, mein Schweizerknab' — manch ein

Knab' in meinem Heimatslande kann von dir lernen, wie man soll sein Mütterchen achten und ihr gehorchen und für sie arbeiten, dass sie ihre letzten Jahre in Frieden und ohne Sorgen verbringen kann! Und denke dir, alle, die dies lesen werden, werden deine Freunde sein, und wenn sie einmal in dein Land kommen, dann werden sie nach dir fragen und dich zum Führer durch die Berge wählen. Und sollte ich noch einmal in deine Heimat kommen, mein Schweizerknab', dann weiss ich, was ich thue: dann poche ich zuerst an jener kleinen Hütte an, und wenn's Mütterli noch lebt, sage ich ihr etwas gar Schönes von dir.

Aber gelt, jetzt bist du wohl ein grosser Mann geworden und hast gewiss schon vielmals die Sonne von dem Schneescheitel der Jungfrau aus gegrüsst? Vielleicht ginge ich nun achtlos an dir vorüber, während ich in deiner Gegend weilte! Aber nein! Ich kenne dich, ich werde dich wiedererkennen — nach fünfzig Jahren noch. Dein Haar wird sich freilich mit der Zeit bleichen und wird ausgehen, aber die Augen werden bleiben wie sie sind; die werden sich nicht ändern. Und die sollen daher auch meine Kennzeichen sein.

Und solltest du — könnt's möglich sein? — inzwischen an einer Eiswand abgeglitscht, oder mit einer Schneewand eingesunken und unten am Boden, viele tausend Fuss unten, als Leiche aufgefunden worden sein — mein Schweizerknab', dann besuchte ich dich doch, und wenn's nur wäre, um dein Holzkreuz abzuwischen, damit ich deinen Namen lesen könnte. . . .

Und nun hört, meine lieben Leser, was ich hier zu sagen habe. Ich erzähle so gut ich kann, doch sage ich nichts Unwahres. Und ich werde bald damit fertig sein. 's ist nicht viel. Es ist nur die kurze, einfache Geschichte eines einfachen Schweizerknabens, mit dem ich vor einigen Jahren einmal fürbass gezogen bin, im Thal und über Bergesgipfel, und die er mir selbst erzählt hat in seiner rauhen Muttersprache, inmitten seiner schönen Heimat. . . .

Im engen aber wundervollen Lauterbrunnenthal, in das die Sonne auf ihrem langen Lauf nur flüchtig hineinzublicken Zeit hat, dort steht ein kleines Haus. Es ist ein Schweizerhaus mit einem grossen Dach, auf dem die Bretter durch grosse und kleine Steine festgehalten werden.

Es ist dies das Haus, in dem mein Schweizerknab' geboren ist.

Sein Vater — Friedrich Rutsch mit Namen — war ein Führer über die Alpen und auf die Schneeberge. Er war ein vielberühmter Führer dazu. Wenn ein Engländer in Kniehosen und Flanellhemd daher kam und auf die Eisspitze der Jungfrau oder des Mönchs oder des Eigers wollte, der fragte immer zuerst nach Friedrich Rutsch. Daher verdiente derselbe auch manches Stück Geld und konnte sein Häuschen drunten im kühlen Lauterbrunnenthal, hart am Strande der Lütschine, gar nett herrichten und in Stand halten.

So ging es manches Jahr hindurch — im

Sommer verdiente der berühmte Führer so viel, dass er im Winter daheim hinter dem warmen Ofen rasten und sich für die kommenden Strapazen der nächsten Reisezeit wieder stärken konnte.

Nie gab's ein glücklicheres Haus im ganzen Thal, als das des Friedrich Rutsch. Der Vater war glücklich und sang und jodelte, die Mutter war glücklich und sang und jodelte, und der kleine Fritzi sprang im Sommer im Garten umher wie ein Reh und im Winter sass er auf des Vaters starkem Knie, zupfte den langen, grossen Schnurrbart, den der hatte, und versuchte nachzusingen, was Mutter und Vater mitsammen produzierten.

Aber wie heisst's doch gleich im Sprichwort? „Glück und Glas — wie bald bricht das!"

So war's auch hier!

Friedrich Rutsch, Vater (so nannte man ihn jetzt schon zum Unterschiede von seinem kleinen Sohn, der natürlich auch einmal Führer werden sollte), war wieder als Hauptführer einer englischen Reisegesellschaft am frühen Morgen aufgebrochen, um diese über die Wengern Alp und die Kleine Scheideck zum schneeigen Riesenhaupte der Jungfrau emporzuführen.

Als der Vater fortgegangen, mit seinen Stricken, Pickäxten und Haken, da blickten ihm die Frau und der kleine Fritzi nach. Sie waren stolz auf ihn, die beiden. Hatten allerdings auch ein Recht dazu. Niemand weit und breit hatte ja so starke Kniee wie er, und niemand einen so schneidigen Schnurrbart. Seine Schultern waren einen ganzen Schuh

breiter, als die der anderen Führer, und konnten zweimal so viel die steilsten Wege tragen, als die irgend eines anderen Mannes in Lauterbrunnen oder Grindelwald. Wo sein grosser Fuss hintrat, da wuchs freilich kein Gras mehr, aber dabei trat er so sicher wie ein Gemsbock und konnte mit seinem Bergstock über riesige, breite Felsen- und Eisrisse setzen, mit Gepäck und allem.

Ja, die beiden waren stolz auf den Mann, der so leicht und kühn und sicher dahinschritt. Bevor er um die letzte Biegung trat, schaute er noch einmal sich um. Er nahm seinen Hut mit der Adlerfeder ab und schwang ihn als Gruss rückwärts zu seinen Lieben. Die Frau band schnell ihre Schürze los und that mit ihr, was der Mann mit seinem Hut gethan. Fritzi aber warf seinen kleinen Hut mit der kleinen Hühnerfeder darauf hoch in die Luft und juchzte laut auf.

Und das war der Abschied, der letzte Abschied, den die Frau von ihrem Mann, der Fritzi von seinem Vater und der Mann von Frau und Kind genommen — denn lebend kamen die drei nie wieder zusammen.

Am nächsten Tage, als die Sonne eben auf einen kurzen Augenblick ihren täglichen Besuch im Lauterbrunnenthal machte, kam ein keuchender Mann die steile Wengern Alp herabgestürzt und schoss geradenwegs auf das nette Haus am Strande der Lütschine los. Es war der Jossi, der Bruder der Frau Rutsch und der Onkel vom kleinen Fritzi.

„Kathi!“ rief er seiner Schwester zum Fenster herein, „Kathi, nehm's nit so schwer, Dein Mann ist verunglückt!“

„Mein Gott —" schrie die Frau auf und fiel ohnmächtig zu Boden. Sie wusste gleich, was das sagen wollte. Der Jossi legte die Schwester aufs Bett und rief einige Nachbarsfrauen zu Hilfe. Dem kleinen Fritzi aber sagte man nicht viel. Er schlich herum mit einem traurigen Gesicht, wusste aber nicht, weshalb.

Er sollte es gar bald erfahren — zu bald!

Wie die Sonne schon längst wieder weitergezogen war, kam ein seltsamer Zug den Bergpfad herab. Eine schweigsame Gesellschaft war's! Auf einer von vier Mann getragenen Bahre lag ein grosser, gewaltiger Körper. Wer konnte das anders sein, als der Friedrich Rutsch, Vater? Hinter der Tragbahre schritten die Engländer; der erste davon trug den breitrandigen Hut mit der Adlerfeder. Sie brachten die Bahre mit der Leiche ins Zimmer und stellten sie in der Mitte desselben auf ein paar Stühle. Der Engländer legte den grossen Hut auf den Tisch und neben diesen legte er noch etwas — eine Geldbörse. Dann schaute er mit den andern noch einmal die zerschundene Gestalt des braven Führers an und ging darauf hinaus.

Wie sie fort waren, ging der kleine Fritzi an die Bahre hin. Er schaute hinauf — und wusste jetzt, warum ihm so weh ums Herz war. Dort lag sein Vater und rührte sich nicht — und rief nicht wie sonst: „Fritzi!" Er hatte so viele Schrammen im Gesicht, und Blut klebte im Schnurrbart. . . . Bittere Thränen liefen über die kleinen, runden Wangen.

Fritzi war damals an die sieben Jahre alt.

Die Frau konnte nicht beim Begräbnisse ihres Mannes zugegen sein. Sie war seit jenem Tage, da der Jossi die Todesnachricht brachte und sie ohnmächtig hinfiel und ihr Bruder sie auf das Bett legte, lange nicht wieder aufgestanden. Und als sie endlich aufstand, da war sie nicht mehr die runde, starke Kathi von ehedem. Sie schien um zehn Jahre älter. Ihre nussbraunen Haare waren schneeweiss geworden und glitzerten wie der Schneekranz auf dem Haupt der Jungfrau, wenn die Sonne denselben bescheint.

Aber Gott hatte dafür gesorgt, dass sie und ihr Fritzi keine Not zu leiden hatten. Das Geld des Engländers, das derselbe in der Börse neben den Hut seines toten Führers gelegt, hatte hingereicht, die Begräbniskosten des Gatten und Vaters zu bezahlen, und es blieb noch so viel übrig ausserdem, dass es ausreichte, bis die Frau wieder aufstehen konnte. Nun musste sie freilich zusehen, wie sie sich ernährte. Der Jossi, ihr Bruder, hätte schon gethan, was er gekonnt, aber der hatte ja selbst eine so grosse Familie zu ernähren! Doch wie sollte sie für ihren und für Fritzis Unterhalt sorgen, sie, eine schwache Frau? Es fand sich bald etwas. Sie wurde in einem Gasthaus als Magd angestellt und verdiente hier so viel, dass sie kümmerlich sich durchschlagen konnte. Freilich, hart musste sie arbeiten, das ist wahr, aber sie that das ja gern.

Ihre einzige Freude war jetzt der kleine Fritzi. Sie lebte eigentlich nur noch für ihn, für ihn arbeitete sie, für ihn sparte sie sich alles so zu sagen von dem Munde ab.

Aber dem Fritzi ging auch nichts über sein Mütterli. Wenn er allein daheim war, in jenem netten, kleinen Häuschen hart an dem Rande der Lütschine, dann dachte er nur an sie und wie er sie wohl erfreuen könnte. Er setzte sich hin und schnitzte kleine Figuren aus Holz, und wenn sie abends heimkam, stellte er sie neben ihr Essgerät auf den Tisch. Dann lachte immer die gute Mutter und sagte wohl:

„Ei, mei Fritzi, was hast Du mir da wieder Schönes geschnitzt! Das ist ja arg schön!"

O, wie glückselig war dann Fritzi über dieses einzige Wort aus dem Munde des Mütterchens!

Doch Fritzi that bald noch mehr. Er hatte ja damals, als sein Vater selig noch lebte und seine Mutter noch nussbraune Haare hatte, so viele schöne Lieder singen hören. Er versuchte sie nun aus dem Gedächtnisse nachzusingen. Es glückte ihm allerdings nicht ganz genau. Er sang nicht schön wie sein Vater, auch nicht so wie seine Mutter — er that aber so gut er konnte.

Und eines Morgens, da ein grosser Trupp Fremder von Interlaken her die Lütschine entlang geschritten kam, da stellte er sich vor der Thür des netten Häuschens auf und sang kräftig in die Morgenluft hinaus seine Lieder. Ob's schön war, oder ob's bloss komisch war — gar mancher Fremde liess einige Centimes in den Hut mit der Hühnerfeder fallen und nickte dem Sänger freundlich zu.

An jenem Abend hatte es Fritzi wichtig. Er pflückte Blumen, die hart am Rande der Lütschine wuchsen, machte einen kleinen

Kranz davon und legte ihn auf den zinnernen Teller seiner Mutter, und in die Mitte hinein legte er seine gesammelten Centimes.

Wie war er gespannt darauf, was die Mutter am Abend sagen würde!

Die Mutter kam heim. Freundlich, wie immer, lächelte sie ihren Fritzi an.

„Aber wo hast Du denn das her, Fritzi?" fragte sie plötzlich, des Geldes ansichtig werdend, mit strengem Blick ihren Sohn. Sie konnte nicht begreifen, wo ihr kleiner Fritzi das viele Geld herbekommen haben sollte.

Fritzi strahlte.

„Ich hab's von den Fremden, Mütterli, die heute morgen hier vorbeigekommen sind."

„Aber wofür haben die Dir's gegeben, Fritzi?" fragte die Mutter weiter, schon wieder freundlicher werdend.

„Ich habe ihnen vorgesungen, Mütterli, was ich noch von den Liedern wusste, die Vater selig immer gesungen."

Gerührt umarmte das Mütterchen den kleinen Sohn und schluchzte: „Ich hab's ja immer gesagt, er wird ganz wie sein Vater selig! Gott erhalte ihn mir, meinen kleinen Fritzi, damit er meines Alters Stütze werde!"

Von jetzt ab verdiente der kleine Schweizerjunge täglich einige Centimes, und täglich lagen sie auf dem Abendbrotteller der Mutter, wenn sie von ihrer harten Arbeit heimkehrte. Dazu schnitzte er jetzt emsiger als sonst seine Figuren und verkaufte sie an die, die des Weges zogen, um sich an der schönen Gottesnatur zu ergötzen und zu laben. —

Darüber vergingen Jahre. Fritzi wurde

grösser und stärker. Er sang jetzt nicht mehr, aber er schnitzte noch, und schnitzte mit dem scharfen Messer seines verstorbenen Vaters, bis ihm Blasen an die Finger kamen und Figur auf Figur an der Innenseite des kleinen Fensters, zum Verkaufe ausgestellt, bereit lagen.

Manchmal auch ging er schon auf Entdeckungsreisen aus. Er klomm die steinigten Pfade empor, die sein Vater früher so oft gezogen. Es zog ihn mächtig hinan auf die Höhen, in die frische, klare Luft, wo man Gott und den Sternen und dem Himmel um so vieles näher zu sein scheint, als drunten im Thal. Es zog ihn, den Führerssohn, auf die Berge, den schnee- und eisbeladenen, wie es einen Seemannsjungen zieht hinaus aufs Meer, aufs wilde.

Bald kannte der Fritzi jeden Steig und jeden Pfad auf der Alp und jenseits der Scheideck im Grindelwaldthal. Er war überall gern gesehen. „Das ist der Knab' vom Friedrich Rutsch, der auf der Jungfrau verunglückt ist. Der wird wie sein Vater!" sagte man hin und wieder.

Und in der That, es waren alle Vorzeichen dazu da. Er wurde stark und breit. Mit sechzehn Jahren sah er schon aus wie zwanzig.

Da sagte er eines Morgens zu seiner Mutter:

„Mütterli — Du sollst jetzt nicht mehr Dich so plagen. Dein Rücken wird so weh; ich sehe es, es wird Dir schwer, jeden Tag im Gasthaus zu helfen. Ich bin jetzt alt genug. Ich weiss jeden Weg über die Alp nach Grindelwald. Ich werde jetzt ein Führer, Mütterli. Nur um eins möchte ich Dich bitten: um den

Hut, den Vater selig getragen, den mit der Adlerfeder. Mütterli, ich ruiniere ihn gewiss nicht! Und wenn ich den auf habe, dann kriege ich viele zu führen!"

Die Mutter durchzuckte es schmerzlich. Jetzt wollte ihr Einziges also die Arbeit anfangen, die ihr Mann selig gethan und bei der er so jämmerlich umgekommen. O, wenn auch er sollte den jähen Tod seines Vaters sterben und eines Tages zerbrochen und zerschunden ins Haus getragen werden! Das bräche ihr das Herz entzwei! Aber sagen that sie nichts. Es war ja alles selbstverständlich. Im Lauterbrunnenthal wird der Sohn eines Führers — Führer. Das ist abgemachte und althergebrachte Sache. Und dann — es lebt ja immer noch der alte, grosse, liebe Gott im Himmel. Der konnte ihren Sohn ja schützen, wenn er es für gut hielt.

Der Fritzi bekam also den Hut des Vaters mit der Adlerfeder und wurde — Knab', das heisst: ein junger Alpenführer. Seine Mutter blieb jetzt daheim. Sie wollte erst nicht, aber der Fritzi hatte so lange gebettelt, bis sie nachgegeben. Er, der sechzehnjährige Sohn, wollte sie nun ernähren — sie habe lange genug für ihn sich abgequält, so sagte er. Und niemand arbeitete härter und emsiger im Thal, denn der Fritzi. Im Winter schnitzte er, im Sommer führte er die Fremden. Manchmal wohl ging es ein wenig knapp in dem Häuschen her — er verdiente noch lange nicht so viel wie sein Vater selig; aber das entmutigte den tapferen Knaben nicht im geringsten — es feuerte ihn im Gegenteil stets zur Arbeit an und er tröstete

sich immer mit dem Wort: „Morgen wird es besser werden!“

Er sah sonderbar genug aus in dem grossmächtigen Hut seines Vaters. Die Mutter hatte innen etwas hineinstecken müssen, dass er nicht tief hinabsinken und den ganzen Kopf verhüllen konnte. Aber niemand lachte darüber. Nein! Ein jeder Führer im Lauterbrunnenthal wäre nur zu froh gewesen, diesen Hut und diese stolze Adlerfeder, die solch ein berühmter Mann, wie der Friedrich Rutsch, Vater, einer war, getragen, besitzen und tragen zu dürfen!

Und so steht er vor meinem Auge — so war er, als er mich auf meiner weiten Fusstour begleitete.

Es war an einem glühendheissen Septembertag. Er kam auf mich zu, just da ich die Wengern Alp besteigen wollte. Die seltsame Gestalt zog mich an. Der grosse Hut mit der Adlerfeder stach mir in die Augen. Das offene Gesicht sah mich freundlich an, und als aus seiner rauhen Kehle rauh heraus kam: „Herr, brauchet Sie einen Knab'?“ da nickte ich ihm unwillkürlich zu, obgleich ich erst vorhatte, allein zu gehen.

Wir stiegen rasch und unermüdlich. Er war mir immer drei Schritte voraus. Vom ersten Haltepunkt aus zeigte er auf ein kleines Häuschen drunten im Thal: „Dort wohnt mein Mütterli und ich, Herr!“ sagte er.

Aber damals verstand ich noch nicht, warum er so innig hinabblickte. Erst später — spät am Abend erfuhr ich's, als wir in tiefer Dunkelheit im grausigen Thal der schwarzen

Lütschine — nach Zweilütschinen hin — nebeneinander wanderten. Da erzählte er mir seine Geschichte. Er schloss diese folgendermassen:

„Und o! wie wird's Mütterli sich freuen, Herr, wenn ich ihr von Ihnen erzähle, wie gut sie mit Ihrem Schweizerknab' gewesen!"

Er sah mich innig mit seinen gutmütigen Augen unter seinem breitrandigen Hute hervor an. Nachdem ein paar Minuten tiefe Stille geherrscht, während welcher nur die tolle, wilde Lütschine und das Geräusch unserer spitzigen Alpstöcke vernehmbar war, fuhr der Knab' fort:

„Und ich freue mich auch, Herr, dass ich dem Mütterli etwas mitbringen kann heute nacht. Die letzte Zeit war es nicht viel mit dem Führen. Es regnete zu viel, und da kommen wenig Fremde ins Thal."

„Was bringst Du Deinem Mütterli denn alles mit?" fragte ich.

„Nun, Herr, das Geld. So viel, wie Sie mir versprochen, habe ich lange nicht bekommen. Und dann —"

„Und dann?"

Dem Schweizerknaben ward es heiss im Gesicht als er sagte:

„Verzeihen Sie, Herr, aber ich bringe ihr etwas mit von den Sachen, die Sie mir zum Essen auf der Wengern Alp und der Kleinen Scheideck ins Führerzimmer geschickt haben. Es war so gut —"

„Aber dann musst Du ja entsetzlich hungrig sein, wenn Du das nicht gegessen!"

„Ich bin nicht hungrig, Herr. Und dann — hat's Mütterli etwas anderes für mich

daheim, das ich viel besser beissen kann als sie, das mir viel besser bekommt als ihr."

Ja, jetzt wusste ich, was ich in den Augen den ganzen Tag über gesehen und doch eigentlich nicht gewusst hatte, was es war — die grosse Kindesliebe. Mein Schweizerknab' hatte den ganzen Tag gehungert, bloss um seiner Mutter einen guten, weichen Bissen heimbringen zu können. Und wir hatten einen gar saueren Tag hinter uns. Hätte ich nicht etwas Ordentliches zu mir genommen gehabt, ich wäre sicherlich nicht so weit gekommen. Aber mein Knab' schritt noch rüstig neben mir her. Er war eben stark und kräftig wie sein Vater — das merkte auch ich.

Mittlerweile waren wir in Zweilütschinen angekommen. Dort, wo die schwarze Lütschine sich mit der weissen vereinigt, steht eine Laterne. Hier wollten wir uns trennen. Ich zahlte bei ihrem flackernden Lichte meinem Führer seinen wohlverdienten Lohn aus und blickte noch einmal in seine gutherzigen Augen. Dann nahm ich seine grosse, breite Hand in die meine und schüttelte sie kräftig.

„Und nun behüte Dich Gott, mein Knab'. Werde ein Mann, wie Dein Vater einer war — ein treuer, fleisiger, christlicher Mann. Und bleibe immer Deiner lieben, teuren Mutter gut, dann wird Dir's wohl ergehen."

„Ja, Herr, werd's versuchen! Und nicht wahr, Sie vergessen mich nicht, Herr?"

„Nein, nie, mein Schweizerknab', vergesse ich Dich! — Doch jetzt eile, dass Du heimkommst, es ist schon spät. Grüsse Dein Mütterlein von mir, gelt?"

Er nickte.

Dann fasste ich meinen schweren Alpstock fester und marschierte weiter in die Dunkelheit hinein, nach Interlaken zu — allein. Noch einmal blickte ich zurück. Der Schweizerknab' drehte sich eben von der Laterne weg und schritt mit langen, gleichmässigen Schritten in entgegengesetzter Richtung — seinem Mütterlein zu. Das letzte, was ich von ihm sah, war der grosse Hut mit der mächtigen Adlerfeder.

Die Königin in der Nacht.

(Beinahe ein Märchen.)

Es war ein prächtiger Garten, auf den der Eigentümer viel Geld und noch mehr Zeit verwandt hatte, auf den er aber auch mit Fug und Recht als auf etwas Extrafeines hinweisen konnte. Er hatte darin alle möglichen Arten von Pflanzen, Gewächsen, Bäumen und Sträuchern stehen, die nicht alle diese Gegend ihre Heimat nannten und die ich hier gar nicht so schnell alle nennen kann — aber es war gewiss ein Ort, wie's keinen zweiten auf der Erde gab.

Am Tage verhielten sich dort die Blumen, die Bäume, die Sträucher, die Kräuter sehr anständig, sehr still, denn da war zu viel Lärm, zu viel Musik in der Atmosphäre, um sich zu unterhalten, um sich gegenseitig zu schmeicheln oder herunterzuputzen. Da der Garten gross war, musste es schon sehr ruhig sein, wenn ein kleines Vergissmeinnicht oder eine Kleeblume überall verstanden werden wollte. Also am Tage konnten immer nur die nächsten Nachbarn sich verständigen.

Aber des Nachts — des Nachts, wenn alles

ins Bett gegangen war, die grossen Leute, die Schwalben, die Bienen, die Kolibris und die Fledermäuse, wenn keine Wagen mehr auf der Strasse rappelten und den Staub aufwirbelten — dann war es um so lauter hier, dann legte alles was konnte los, dann summte und piepste und kreischte und flötete und lachte und pfiff ein jegliches nach seiner Art oder auch Unart, und es war ein Wunder, wie sie sich in einem solchen Durcheinander verständlich machen konnten. Die Rosen und Veilchen und Maiglöckchen hatten ein feines, zierliches Gebaren, dass ihnen angeboren war, ihre Stimmen waren lieblich und angenehm, dazu sprachen sie nicht hastig, brauchten keine garstigen Worte und waren dem Anscheine nach auch nicht gehässig, nicht neidisch. Die Geranien, die Mohnblumen und Konsorten wollten ebenso fein thun, machten sich aber nur lächerlich dadurch, denn man konnte ihnen das Gezwungene, das Gemachte auf den ersten Blick anmerken, dazu war ihr Gerede sehr affektiert. Mit am schlimmsten war in dieser Hinsicht der Klee; er liess seine Ungeschliffenheit immer durchblicken und lachte manchmal mitten im feinseinsollenden Satze roh auf und machte unpassende, schlechte Witze. Dann stiessen sich wohl die Rosen und blickten sich von der Seite vielsagend an, und die Veilchen schlugen sittsam ihre Augen nieder. Nur wenn der Feigenbaum seine im nördlichen Klima allerdings etwas heiser gewordene Stimme erhob und ihm ein Märlein aus seiner orientalischen Heimat über die Lippen floss, war's im Garten mäuschenstill. Am ruhigsten aber verhielten

sich die verschiedenen Arten von Kakteen, sie sprachen niemals etwas; deshalb wurden sie allgemein entweder für stumm oder für bodenlos dumm gehalten, waren aber im Grunde weder dumm noch wirklich stumm, sondern nur wahrhaft bescheiden.

Auf diese Weise waren sechs Sommer vergangen. Mit ihnen vergangen waren auch viele Blumen, denn auch in diesem Garten galt die Parole: treibe, blühe, verwelke, verdorre, verwehe, verschwinde. Aber vom Eigentümer des Gartens und seinen Helfershelfern waren sie sogleich durch andere ersetzt worden, so dass man nie einer Lücke gewahr wurde. Die Bäume und Kakteen waren freilich noch nicht ausgegangen, sondern waren weiter gesprossen, höher aufgeschossen. Die Veilchen und Vergissmeinnicht und Schneeglöckchen kamen ebenfalls wieder und brachten jedesmal mehr mit, gerade wie das wuchernde Moos. Auch ein Geraniumstock hatte sich gesund erhalten, war gross und stark geworden und hatte nichts besseres zu thun, als sich dessen zu rühmen. Die anderen Blumen mussten es täglich hören, da er stets das Wort führte. Er hatte ein gewaltiges Mundwerk, wollte alles wissen und sein grösstes Vergnügen war, wenn er einen anderen Blumenstock ärgern konnte; und wenn er an denen nichts mehr auszusetzen hatte, liess er seinen Spott an den Kakteen aus, die alles ruhig einsteckten. Am ärgsten nahm er einen langen, schlankgewachsenen Kaktus mit, der in seiner unmittelbaren Nähe bereits an die sieben Jahre stand und von dem er positiv wusste, dass er ihm kein Leids dafür zufüge.

Eines Nachts nun, als die Mondsichel mittenwegs zwischen dem Zenith und dem Horizont stand und den Garten matt erleuchtete, hatte der Riesengeranium wieder sein Wesen. Er hatte sich die Sprachweise einer Marshal Niel-Rose, die vor einigen Jahren in seiner Nähe gestanden, angeeignet, was zu dem grossen Kerl gar übel passte. Und so sagte er spöttisch:

„Nun, werter Herr Kaktus, wie geht's Ihrer achtbaren Person denn heute abend. Sie lassen ja gar nichts von sich hören. Wir stehen uns schon an die sieben Jahre gegenüber, und während ich meine tausendste Blüte längst gezeitigt habe, haben Sie noch keine einzige Blume gehabt, noch viel weniger je ein Wort gesagt. Hehehe! . . . Ich glaube, Sie wollen nur nicht! Wie? Nur nicht sich geniert, wir lassen auch Sie gern einmal zu Worte kommen. Also — erzählen Sie uns etwas! Man tau! Man tau! Hehehe!"

„Man tau! Hehehe!" äffte das Moos mit halboffenen Augen.

„Man tau! Hohoho!" äffte der breitmäulige Klee.

Und das lachte und kicherte hin und her lange Zeit, von dem Chrysanthem bis zur Lilie, von dem Flieder bis zum Jasmin.

Dann fing der Geranium wieder an:

„Mein lieber Herr Kaktus, so seien Sie doch nur einmal so gut, und machen Sie uns die Freude und tragen Sie ein Gedicht vor, ein sentimentales Gedichtchen, wo der Mond drin vorkommt! . . . Oder soll ich Sie vielleicht mit einer Blume schmücken? Ihre Kleidung ist nicht gerade hochelegant. Der Ausdruck

für Ihre Toilette ist in unserer Sprache: Nacktheit. . . . Vielleicht ein paar Blätter gefällig? oder ein paar Blüten? O, die kann ich entbehren; ich sitze ja, wie Sie sehen, dick voll davon. Man wird es gar nicht bemerken, wenn ich einige davon herleihe. Wenn Ihre Zeit kommt, können Sie mir dieselben ja zurückgeben — wenn ich auch lange warten muss. . . . . Nun, einige Blüten gefällig? — einige Blätter? Hehehe!"

„Einige Blüten gefällig? — einige Blätter? Hehehe!" äffte das gähnende Moos.

„Einige Blüten gefällig? — einige Blätter? Hohoho!" äffte der breitmäulige Klee.

Und das lachte und kicherte hin und her abermals eine lange Zeit, von dem Chrysanthem bis zur Lilie, von dem Flieder bis zum Jasmin.

Als dieses Reden und Lachen aber den Kaktus nicht im geringsten anfocht, wurde der Geranium ärgerlich und schrie:

„Sie Ignoramus, Sie, haben Sie denn in der ganzen Zeit, während welcher Sie in meiner Nähe gestanden, so wenig Anstand gelernt, dass Sie nicht einmal antworten! Ich will Ihnen etwas verraten. Neulich hat mir der Herr gesagt — und es war erst gestern abend, nachdem er Sie von oben bis unten mit prüfendem Blick gemustert — dass Sie hier fort müssen, da Sie die ganze Aussicht auf mich wegnehmen. Es ist so, Herr Kaktus, Sie kommen fort! Hehehe!"

„Kommen fort! Hehehe!" äffte das schlaftrunkene Moos tausendfach ringsum.

„Kommen fort! Hohoho!" äffte der breitmäulige Klee.

Und das lachte und kicherte höhnisch hin und her, von dem Chrysanthem bis zur Lilie, von dem Flieder bis zum Jasmin. Es war ein solcher Spektakel und er dauerte so lange an, dass der Herr in seinem Schlafgemach im Schlummer gestört wurde, seinen Kopf mit der Zipfelmütze zum Stubenfenster herausteckte und Ruhe gebot.

Obgleich der Geranium heimlich aufhetzte und leise flüsterte: „Nur zu! Nur zu, meine Herrschaften!“ so wurde das Lachen plötzlich weniger. Bloss hin und wieder platzte noch eine Moosblume oder ein grober Klee heraus.

Aber der Kaktus rührte sich noch immer nicht und blieb stumm.

Am anderen Abend wurde es aber lebendig im Garten, und die Rosen und die anderen Blumen, Sträucher und Bäume wussten gar nicht, wie ihnen geschah. Der grosse Geranium hatte zwar gleich zu seinen Nachbarn geflüstert, dies alles sei seinetwegen, weil er so kolossal, so voller Blumen sei. Aber heute glaubte man ihm einfach nicht: da musste mehr zu Grunde liegen. Denn es wurden Lampions aufgehängt, Wein- und Bierfässer hereingerollt, und in allen Wegen, der kreuz und der quer, glitten eifrige Bediente hin.

„Ich kann Euch sagen: das ist ganz sicher meinetwegen!“ sagte nochmals der Geranium selbstbewusst.

„Nein — gewiss unsertwegen!“ sagten die Rosen.

Und alle, auch der Feigenbaum nicht ausgenommen, meinten endlich, es sei ihretwegen, dass man den Garten so schön beleuchte und herrichte. Nur der Kaktus liess nichts von sich hören; es schien aber zum erstenmal seit sieben Jahren, als habe er etwas Besonderes in petto.

Plötzlich wurden die Gartenpforten geöffnet und herein strömte Besuch auf Besuch, so viel, wie die Blumen noch nie beisammen gesehen hatten. Die prächtigsten Karossen fuhren vor, die Damen kamen in Seide und echten Spitzen, die Herren in langschwänzigen Fräcken, weissen Westen, weissen Kravatten und halsabsäbelnden Kragen. Dann brachten die Bedienten Stühle herzu und stellten sie um den schlanken Kaktus herum, aber so, dass die Rücken derselben dem Grosshans Geranium zugewendet waren.

„Na, was soll denn das!“ keifte der Geranium wütend. „Sind die ganz verrückt!“

„Sind die ganz verrückt?“ sagten einige andere. „Vor den dummen und stummen Kaktus lassen die sich nieder? Was ist denn das? Dreht sich etwa die Welt nicht mehr? Oder dreht sie sich rückwärts?“

Doch die Leute blieben so sitzen. Sie tranken Wein und Bier, rauchten Havanas, lachten, sprachen, sangen — kurz, hielten ein wahres Sommernachtsfest ab.

Bald steckte man, da die Mondsichel ihren Docht nicht in Ordnung hatte, einige Lampions gerade über dem Kaktus an, so dass er in seiner ganzen Länge sichtbar wurde.

Und was war denn das? Alle Blumen,

Sträucher, Bäume, alles was sich im Garten befand reckte die Hälse so weit es anging und riefen: „Was ist denn das?“

Der Geranium schrie:

„Ich kenne ihn doch schon sieben Jahre, den nackigen Kerl, und noch nie hat er sich ausgezeichnet. Sollte er so spät noch und in der Nacht blüh—“

Er mochte gar nicht daran denken; es wäre aber auch zu widerlich und unverschämt!

Aber daran liess sich nun nichts ändern: *er blühte!* Eine grossmächtige, majestätische Knospe zeigte sich am kahlen Stamm, brach sich, entfaltete sich fast zusehends und wurde immer grösser, immer herrlicher!

„Ah!“ riefen sie alle, die da versammelt waren, und ihre Augen funkelten vor Entzücken. „Ah! Das ist etwas Wundervolles! Seht nur diese Pracht! Diese Staubfäden! Ah! — und wie sie duftet! Es ist eine echte Königin!“

Es ging ab und zu; bald stand dieses Paar auf und trat näher zu der Blume hin, bald jenes. Um die anderen Pflanzen kümmerte man sich nicht. Man merkte nicht, dass die sich grau und schlaff ärgerten. Man trat auf dem Moos herum, als ob es Sand sei; man riss die Rosen um, die Jacqueminots, die Kamelien; man verquetschte selbst Veilchen, bloss um zu sehen, wie die eine, die einzige Blüte des Kaktusses sich aufthat! An jenem Abend existierte nichts ausser diesem Gewächs, ausser dieser Blume — sie regierte, die Königin in der Nacht!

Als sie gerade am schönsten stand — viel-

leicht um Mitternacht — wollte ein schwerer Herr aufstehen, der dicht neben dem grossen Geranium sass. Er glitschte auf dem Moos aus, fiel rückwärts und brach den Riesenstock mit seinen hundert Blüten gerade über der Erde ab! Der dicke Herr war weich gefallen und hatte sich nicht beschädigt, aber er bedauerte den Unfall, des Stockes wegen, sehr.

Der Eigentümer jedoch lachte und sagte:

„Ach was! Geranien hat alle Welt; sind das reinste Unkraut; den habe ich bald wieder durch einen anderen ersetzt!“

Nun wurde die Blume der Königin abgeschnitten und in ein mit Alkohol gefülltes geschliffenes Krystallglas gesteckt, damit sie nie verwelke.

Das war der Schluss des Sommernachtsfestes. Eine Kutsche nach der anderen zog ab. Es wurde still. Die Lichter gingen aus. Aber als der Hausherr im Haus verschwunden und zu Bett gegangen war, da hörte man ein tausendfältiges, vielstimmiges Gegreine im Garten und dazwischen ein fürchterliches Grunzen und Schluchzen, welch letzteres von dem geknickten Geranium hertönte.

Der schlanke Kaktus aber blieb still, schaute sogar betrübt die Verwundeten an, die die Stille der Nacht mit Aechzen und Stöhnen erfüllten. Nur als eine Centurie, die auch viel sich hatte von dem Geranium gefallen lassen müssen und sich dafür nun entschädigen wollte, in ein dröhnendes, lautes Gelächter ausbrach, da schüttelte sich die Königin und wisperte der Centurie zu:

„Ich bitte Dich, sei still, liebe Centurie!

Ich meine, die sind genug bestraft für ihren Leichtsin. Es ist nicht schön, wenn man sich über das Unglück anderer lustig macht!“

Die Centurie errötete und schwieg.

Von der Zeit an aber hatte der Kaktus Ruhe vor den giftigen Zungen der Mitbewohner des Gartens und wurde von ihnen bis an sein Ende mit grossem Respekt angestaunt und in Ehren gehalten.

Der Pauper.

I.

Der ganze Ocean ist *ein* grosses, nasses, unheimliches Wellengrab, und wer zählt sie alle, die dort unter dem viele Klafter tiefen, salzigen Wasser, zwischen Seegras und Meermuscheln, zum letzten Schlaf gebettet liegen? Könnte man für jeden derselben ein Kreuz, mit Namen und Todestag darauf, einpflanzen, dort an der Stelle wo er liegt oder lag, dann brauchten die kreuzenden Seefahrer nicht mehr den Kompass zur Leitung über die grausige Untiefe, dann würde man einfach an den Grabeszeichen entlanggleiten und nach den Namen und Daten, die darauf verzeichnet sind, das Steuer drehen, — gerade wie man auch eine Stadtstrasse entlanggeht, deren Häuser mit Schildern und Ziffern versehen sind, und nach welchen man seine Schritte richtet. . . .

Aber der Mensch kann die Zahl nicht zählen, er weiss nichts von der Masse der dort schweigsam Ruhenden. Und selbst diejenigen, von denen er wusste, dass sie unter diesem oder jenem ruhelosen Gewässer schlummern, deren Namen er wohl einmal hat nennen hören, als

zu den dort Begrabenen gehörig — — er hat sie bald genug vergessen, sie sind seinem Gedächtnisse entfallen.

Nur einer ist da, der sie alle noch kennt und weiss — alle, die mit und die ohne Namen: *Gott* weiss sie alle wiederzufinden, und er wird sie einst, auch aus der tiefsten Tiefe, auch aus der wildesten See, bei ihren Namen hervorrufen, und wird dann auch über sie sein Urteil fällen und sie zur Rechten oder Linken seines Richtstuhls stellen, gleichwie uns andere. . .

Wie kamen aber die ungezählten Tausende alle dazu, in dem nassen Grabe zu ruhen?

Hierauf könnte uns auf dieser Welt nur das Ungetüm selbst, das Meer, ausführliche Auskunft geben. Aber das bleibt stumm, stumm wie ein jedes Grab. Es wütet und rollt, es stürmt und tobt über alles hinweg, was einmal von ihm erobert. Und wagst du dich selbst hinaus, um es zu befragen, so wirft es auch nach dir seine langen Fänger aus und versucht, dich zu erhaschen. Dann giebt es nur einen Hafen, der Schutz bietet. Wohl dir, wenn du den kennst! . . .

Von einigen weiss man schon, wie sie zu dem nassen Grabe gekommen. Diese fuhren auf einem Fahrzeug, das auf hoher See, bis zur höchsten Mastspitze hinauf, verbrannte, so dass nichts als Asche, Asche, Asche auf den Grund des Meeres fiel; jene auf einem Schiffe, das von brausenden Sturmwellen und Sturmwinden zerknickt wurde, wie ein Kartenhaus zerknickt wird von einem Orkan, der über die Ebene rast; andere waren so unglücklich, sich auf einem Fahrzeug zu befinden, dessen Kiel von

einem starren, unsichtbaren Korallenriff aufgeritzt wurde und infolgedessen mit Mann und Maus schnell oder — was noch grässlicher ist — langsam untergesunken ist; andere wieder rannten mit ihrem Schiffe auf eine Sandbank und wurden entweder von den Sturzwellen zu Tode gepeitscht oder beim Rettungsversuch vom Triebsande lebendig verspeist; noch andere fielen in einer Seeschlacht, vom Feinde verwundet, auf Nimmerwiedersehen hinab; noch andere wurden von Seeräubern abgeschlachtet und über Bord geworfen. . . . Die allerwenigsten jedoch, das weiss man, sind an Bord eines Schiffes natürlichen Todes gestorben und von ihren Mitpassagieren mit oder ohne Ceremonieen, nach den Regeln der Seefahrer, im Ocean beigesetzt worden.

Zu diesen letzteren gehörte aber der *Pauper*.

II.

Vor einigen Jahren war's, da machte ich mit mehreren Freunden eine Reise von New York nach Bremen. Gleich hier im Anfang will ich sagen, dass wir im Zwischendeck reisten. Wir wollten es einmal, so sagten wir, mit durchmachen, was wöchentlich so und so viel Tausend armer Auswanderer fertig brachten. Der Hauptgrund aber, den jedoch bis zum heutigen Tage niemand kennt, war der, dass wir auf diese Weise glaubten, eine Summe sparen zu können, die uns erlauben würde, drüben ein ganzes Land — etwa die Schweiz oder Italien — mit Pomp zu durchstreifen, — eine Spekula-

tion, die total Schiffbruch litt, sintemal wir so viel Nebenausgaben, z. B. an den Bäcker, den Koch etc., zu bestreiten hatten, dass wir, alles in allem genommen, ebensogut Kajüte hätten fahren können.

Ueber die ersten Tage der Seereise will ich hinweghüpfen; sie waren nichts weniger als angenehm. Erstens mussten wir uns im Anfang an unser unschönes Quartier gewöhnen: an den betäubenden Geruch (den kennen zu lernen allein die Passagegebühr wert ist, weil er an und für sich schon seekrank macht!), an die sonderbaren Bettstellen (in die man, wenn man kein geübter Turner ist, ich weiss nicht wie, aber erbärmlich schlecht kommen kann), an die unappetitlichen Schlafkameraden aus aller Herren Länder, an die noch unappetitlicheren Waschvorrichtungen (wo man, wenn man nicht jeden Morgen den Koch bitten wollte, dass er einem „süsses" Wasser gäbe, mit dem Salzwasser immer schmieriger wurde, als der fortwährende Aufenthalt an Deck an sich schon machte), an die unbequemen Schlafkleider (wir machten nämlich aus verschiedenen, hier nicht aufzuzeichnenden Gründen keine besondere Nachttoilette, sondern legten, oder vielmehr turnten uns, wie wir waren, in Stiefeln, Hose, Weste, Rock und Ueberrock, mit Uhr und Kragen und Schleife und Manschetten — kurzum: fix und fertig für die Deckpromenade am nächsten Morgen, in unsere Matratzenhöhle und deckten unsere Füsse höchstens noch mit kleineren Reiseutensilien, als da waren Handköfferchen und Shawlriemen-Paketchen, zu). Zweitens war ich aus den

angeführten und noch anderen unangeführten Gründen total unfähig, irgend welche Beobachtung anzustellen, wusste eigentlich kaum, wo ich mich befand und mit wem ich zusammen war. . . .

Ja, ich übergehe die ersten Tage und fange mittenheraus zu erzählen an.

Als ich eines Morgens aufwachte (es mochte nicht mehr sehr frühe gewesen sein, denn ich war mein Lebtag keiner von den „Frühen“) und gewohnheitsgemäss mich auf die rechte Seite rollte, sah ich, wie sich zwei Männer abplagten, einem alten, gebrechlichen, anscheinend sehr kranken Mann die schlüpfrige, wackelige Treppe (besser: Leiter) hinaufzuhelfen, die auf das Deck führte. Es war offenbar ein schweres Stück Arbeit, aber endlich gelang sie. Mir fiel dieser Transport an die Oberfläche auf. Es giebt ja sonst auf einem Seedampfer, besonders im Anfange einer Fahrt, so mancherlei Scenen des Elends zu beobachten, und ich hatte — leider! — deren auch schon viel gesehen. Man wird es nach und nach gewohnt, bleichen, oft zum Tode matten Gestalten zu begegnen. Aber der Blick wird auch durch das viele Sehen und Beobachten geschärft, und man sieht nachher leicht, ob es bloss die übliche Seekrankheit oder etwas Bösartigeres ist, was diesen oder jenen befallen. Die Gestalt des alten Mannes sah entschieden anders aus, als ob nur die Seekrankheit Sitz in ihr genommen.

Neben mir dehnte sich einer von meinen Freunden. Er hatte offenbar die Scene mit angesehen, und ich fragte ihn etwas laut, da ich fürchtete, seine Ohren seien noch nicht ganz erwacht:

„Was dem Manne wohl fehlen mag?“

Plötzlich vernahm ich ein Gerumpel in der Etage über uns. Als ich aufschaute, sah ich, wie ein auffallend hässlicher Kopf sich aus dem oberen Bett heraushängte, der mit einer rauhen Stimme, von höhnischem Grinsen begleitet, unaufgefordert herunterkrächzte:

„Der hat die Gelbsucht, der Mann, das kann man ihm ja ansehen. Es ist ein Pauper. Draussen hat man ihn los sein wollen und hereingeschickt, weil er der Kommune zur Last gefallen, und jetzt schickt ihn Uncle Sam wieder zurück, weil er nicht zu gebrauchen ist. Der reist billig! Haha! Ich wünsche, ich könnte auch umsonst reisen. — Möchte aber doch nicht an seiner Stelle sein. Der krepiert, noch ehe wir die Lizards erreicht haben!“

Hui! Wie entsetzlich, unter solchen Menschen zu verweilen! Weit entsetzlicher aber noch, in solchem Raume krank sein zu müssen, vielleicht gar zu sterben! Eins, zwei, drei! war ich aus dem Bett und die Treppe hinauf. Ich hörte hinter mir noch das heisere Gelächter des rätselhaften Passagiers herschallen. Mir wurde schlecht. Ich lief an den Rand des Schiffes und machte dem Meere wieder einmal eine schmerzhafte, tiefgehende Verbeugung.

Als ich mich endlich wohl genug fühlte, sah ich mich nach dem Pauper um. An einen Ort, wo die frische Brise herwehte, hatten die

barmherzigen Männer den alten Mann hingebettet — auf einen zerlumpten, blauen Mantel. Allerdings, der krächzende Kopf hatte recht, wenn er sagte, dass der Kranke die Seereise nicht überstehen werde. Fast schon tot lag er da, teilnahmlos, schwerschnaufend. Sein welkes Gesicht war schier citronengelb und seine starren Augen schienen aus sinnelosem Glas gefertigt. Ohne zu fragen konnte man sehen, welche furchtbare Strapaze diese Reise für den schwachen Körper sein musste, und ich verwunderte mich, dass man diesen Mann hatte so fortschicken können.

Ich fragte ihn einiges, bekam aber keine Antwort, und die Männer wussten selbst nicht mehr, als dass er ein Pauper sei und nach Deutschland zurückgeschickt werde. Er habe keine Angehörigen weiter draussen als eine junge Tochter, die in einem Waisenhause untergebracht wäre. Er sei lange im Armenhause — wo, das wussten sie nicht — gewesen, habe aber der Ortskommune zu viel gekostet, so habe diese schliesslich zusammengelegt und ihn herzlos, ohne der Tochter etwas davon zu sagen, nach Amerika gesandt. — Das andere wusste ich schon, und dass er keinen Cent Geld mehr hatte, konnte ich mir auch denken. . .

Das war ein trostloses Bild, in der That ein jämmerliches! Aber ich wusste keinen Rat, da ich damals noch sehr unerfahren in solchen Dingen war. Auch hatte ich durch die Seekrankheit fast alle Gedanken verloren. So stand ich lange da, in dem Anblick versunken.

Nach einiger Zeit holten mich meine Freunde von hier weg, um mit ihnen auf das

Deck der Kajüte zu gehen, wo wir mehrere Bekannte hatten und wir uns den Tag über ausschliesslich aufhielten. Und erst spät in der Nacht, erst wenn in unserem eigentlichen Departement schon alles sich zur Ruhe begeben, suchten wir die Matratzengruft wieder auf, und wachten, trotz unserer nicht beneidenswerten Lage, wahrscheinlich nicht lange genug, um Beobachtungen um uns her anstellen zu können. Und da wir morgens, sobald wir die Augen aufgethan hatten, wieder hinausstürmten, so kam es wohl, dass wir den Pauper, wenn auch nicht aus dem Sinn, so doch bald aus dem Gesicht verloren hatten. . .

Doch in einer Nacht — es war eine stürmische, unfreundliche Nacht — kam es mir gerade wie im Traume vor, als ob ich ein jämmerliches Gestöhne vernähme, verfiel aber sofort wieder in tiefsten Schlaf. Dies wiederholte sich öfters. Einmal jedoch schreckte ich plötzlich auf. Ich wusste nicht, weshalb. War's der Sturm, war's etwas anderes? Ich blickte um mich. Düster und unheimlich war der riesige Schlafraum. Ein paar blasse Lichter erleuchteten matt die von dickem Dunst erfüllte „Kammer". Nicht weit von unseren Betten hörte ich ganz deutlich jetzt jemanden ächzen und stöhnen. Ich blickte dahin, wo es herzukommen schien. Es war bei dem fahlen Lichte nicht viel zu sehen, doch meinte ich, nachdem sich meine müden Augen etwas an den ungewissen Schein gewöhnt hatten, zu erblicken, wie sich ein paar Gestalten über das Bett gegenüber dem meinigen beugten, in dem eine zum Skelett abge-

magerte Gestalt lag, die aussah wie eine alte, jahrhunderte alte Mumie.

Nun wurde ich vollends wach, und nun wusste ich auch, was mich aufgeschreckt hatte. Es stieg sofort in mir die Ahnung auf, dass hier der Pauper in seinen letzten Zügen liege. Mit einem Sprung war ich an dem Sterbelager. Und als ich mich über die dünne, ausgetrocknete Gestalt bückte, kam gerade noch ein einziger, ein fast unhörbarer Atemzug aus der tiefliegenden, eingesunkenen Brust.

Der Pauper war tot!

Ich fragte seine zwei Freunde und den Steward, der auch zugegen war, ob der Verstorbene noch etwas gesagt habe.

„Nein, nichts Besonderes", antworteten die Männer, „bloss: ‚Mein Gott! Mein Gott!' mehreremale. Nichts weiter sonst!"

Ich dachte bei mir: „Das ist schon etwas Besonderes gewesen!" und pries den Pauper selig. . .

Der Steward bat uns, wir möchten uns wieder niederlegen, er werde das übrige besorgen.

Als ich eben meine künstliche „Einfahrt" in den Kasten, der meine Matratze enthielt, vollbracht hatte, hörte ich wieder das Rumpeln in der oberen Lagerstätte; der grässliche Kopf mit dem abscheulichen Grinsen kam abermals zum Vorschein und die grausige, rauhe Stimme krächzte wieder:

„Hab' ich's nicht gesagt, dass er krepiert ehe wir an die Lizards kommen? Uebermorgen passieren wir sie erst! Haha! Seht, da schleppen sie die Leich' jetzt ins Totenhaus!"

Mit dem besten Willen konnte ich nicht wieder einschlafen.

Als der Tag graute, weckte ich meine Kameraden. Sie hatten die ganze schaurige Nacht hindurch fest geschlafen, und obgleich mir nicht sehr behaglich zu Mute gewesen, hätte ich doch um alles in der Welt sie nicht wecken mögen.

Wie wir hinaufgingen, zeigte ich ihnen die leere Schlafstelle — es war nicht einmal die Matratze mehr darin — und erzählte ihnen was ich wusste.

Aber *die* Gesichter!

Droben empfing uns mit grossem Gejohle und Getose eine dichte Masse von Zwischendecklern. Sie waren fürchterlich aufgeregt. Die leeren Bierflaschen, die nach den Bewegungen des Schiffes hin und her kollerten, zeigten an, dass die Leute dem berauschenden Nass — welches manchmal noch wildere Wogen treibt als selbst das wildeste Meer — zugesprochen hatten.

Ein grosser, dicker Mann trat hervor. Er schien der Anführer des Tumultes zu sein. Mit lauter, sich oftmals überschnappender Stimme schrie er uns folgendermassen an:

„Haben Sie's schon gehört? Der Pauper ist gestorben! Heute nacht! Der Doktor war vor vier Tagen zum letztenmal drunten. Damals sagte er, der Alte habe nur die Seekrankheit und gab ihm seine weissen Pillen zu verschlucken. Man hatte ihn nachher noch

einigemale holen wollen, aber er ist nicht mehr gekommen. Und so ist der Pauper ohne alle ärztliche Hilfe verstorben. *Das muss gerächt werden!* Von uns, den Mitpassagieren und Brüdern, muss es gerächt werden! Wir haben eine Schrift aufgesetzt, die von uns allen unterzeichnet werden muss. Darin steht, wie es der werte Herr Doktor gemacht, und dass die Unterzeichneten verlangen, dass die Schiffsgesellschaft denselben vor Gericht stellen und verurteilen lasse.“

Er entrollte ein von vielen dreckigen Fingerzeichen und Hunderten von Namenszügen verunziertes Stück Papier, reichte uns einen schmierigen Bleistift und machte die Gebärde des Unterschreibens.

Wir sagten ihm, dass wir uns die Sache erst überlegen müssten, ehe wir unterschreiben könnten, und trennten uns von dem Auflauf.

Je länger wir aber zuschauten, desto tiefer sahen wir in die erregten Gemüter. Es war wirklich eine kolossale Aufregung unter den Leuten im Schwange. Hin und wieder stellte sich ein Anarchist auf eine Erhöhung und sprach zu seiner ihm stets laut und wild zustimmenden Versammlung von „in die Luft sprengen“ und anderen liebenswürdigen Thaten. Es bildeten sich kleine Abteilungen, die mit ohrzerreissender Musik — einer Mundharmonika und einigen blechernen Kannen und Waschschüsseln — auf und ab marschierten. Man schrie, man johlte, man fluchte auf den Arzt, und wenn derselbe seine Nase auf der Bildfläche zu jener Zeit gezeigt hätte, man hätte sie, samt den an ihr hängenden anderen

Körperteilen, ohne viel Federlesen zum allerwenigsten in die See zu den Haien geworfen.

Der Doktor hatte aber auch — es ist wahr — viel Schuld auf sich geladen; denn als der Kapitän plötzlich ernstlich erkrankt war und seine Rundgänge einstellen musste, unterliess der Doktor auch die seinigen und war seit etlichen Tagen, wie der Anführer richtig bemerkt, nicht in unserem Quartier erschienen. Vielleicht wusste er, dass dem Kranken doch nicht mehr zu helfen war. . . .

Lieber wie je gingen wir heute hinüber in die Kajüte zu unseren Bekannten, blieben auch so lange wie irgend möglich dort, blieben dort, bis der Wind erkältet war und unsere Kleider uns nicht mehr vor ihn schützten.

Als wir uns dann auf dem Wege nach der „Matratze" befanden und uns über das Deck des Zwischendecks tasteten, waren wir höchst erstaunt, alles so mausestill zu finden. Von den Aufrührern war niemand mehr zu sehen. Warscheinlich waren die Leute durch die verschiedenen Aufregungen des Tages so ermüdet, dass sie verhältnismässig bald ihre Ruheplätze aufgesucht hatten.

Wie wir die Treppe hinabsteigen wollten, sahen wir schräg gegenüber von uns eine kleine, schweigsame, hastig hantierende Gruppe um ein paar Laternen versammelt. Was war das wohl? Bald merkten wir's! In ihrer Mitte hatten die Gestalten ein grosses, eckiges, in ein weisses Segeltuch eingenähtes Bündel liegen. Die Matrosen befestigten sorgfältig ein paar schwere Klumpen daran. Dann packten es zwei oder drei Mann derb an, wäh-

rend ein anderer, über das Geländer gebeugt, mit einer Laterne auf das Wasser leuchtete.

Nun kommandierte jemand:

„*Auf — 'naus!*“

Und in weitem Bogen flog das Bündel über die Brüstung in die See. Ein lauter Platsch erfolgte. Das Wasser schäumte ein wenig —

Aber schon war der Dampfer an der Stelle vorbei. Nur eine grosse, hohe, majestätische Welle stürzte sich gleich einem riesigen Leichentuche auf die Stätte, da nun ruhte was irdisch war von unserem armen Pauper. . . .

Etwas Schattenhaftes huschte an uns vorüber, die Treppe hinab. Was es war, wussten wir nicht.

Wir suchten, ohne ein Wort mit der unheimlichen Gesellschaft gewechselt zu haben, unser Lager auf. Kaum aber lagen wir ruhig, da hing auch schon der hässliche Kopf von dem Bewohner oben wieder über meinem Gesicht und die grässliche, Mark und Bein erschütternde, krächzende Stimme sagte, gefolgt von dem stereotypen heiseren Gelächter:

„Möchtet Ihr nicht auch so über Bord wandern, wie der Pauper eben! He?“

Brrr! Uns schüttelte. Wir rollten uns fest in unsere Ueberröcke. Wir schlossen die Augen und sprachen unser Gebet.

III.

Juchhe! Alle Trübsal war vergessen. Es grüsste uns durch eine Nebelschicht hindurch die Küste Deutschlands! Bald hatten wir

festen Grund unter unseren Füssen. Darob ausser uns vor Freude, standen wir abwechselnd auf dem Kopf, den Händen und den Sohlen. Wir betrachteten die Leute mit einer Neugierde, als seien sie Menschenfresser. Und nun gar die kleinen Schächtelchen von Eisenbahncoupés, die uns aufnahmen, um uns nach Bremen zu befördern! Da gab's viel zu spassen und zu lachen, und als der Zug von Bremerhaven abging (ich sage absichtlich: ab*ging*, denn seine Bewegung war nicht halb so schnell, als wir per Fuss gewohnt waren, unsere Geschäfte zu Hause abzumachen; einer meiner Freunde wollte sogar einmal hinaus, um zu schieben, wie er sagte; aber — o, du vorsichtiges Deutschland! — er konnte nicht: die Thür war von aussen verriegelt!), — ich sage, als der Zug von Bremerhaven abging, liessen wir mit unseren Bekannten ein donnerndes „Hurra!" vom Stapel — so laut, dass alles auf den Strassen stehen blieb und man uns mit offenem Munde anstarrte. Die guten Deutschen dachten am Ende, wir seien eine Kompanie *richtiger* Amerikaner, von Hagenbeck (dem Barnum Deutschlands) importiert.

Die schöne, ebene, in ausgezeichnetem Zustand gehaltene Gegend, die an uns vorüberzog, erregte nicht wenig unser Interesse. Jedoch im allgemeinen drehte sich das Gespräch zunächst um das Ziel der wandernden Schar. Denn plötzlich, wie eine Sturzwelle, war es uns gekommen, dass die uns vorher so ewig lang dünkende Reise doch nicht ewig währen sollte, dass sie schier zu Ende sei, dass man sich bald trennen müsse.

Ein Freund schob direkt nach Berlin, ein anderer nach Stuttgart, ein anderer nach Wien, ein anderer nach der Schweiz, ein anderer nach Italien. Dieser reiste in Geschäften, jener wegen seiner Gesundheit und ein dritter zum pursten Vergnügen. Von der ganzen Karawane blieben nur vier von uns länger als vierundzwanzig Stunden noch beisammen. Da wurde mancher, erst kürzlich geknüpfte Freundschaftsknoten zerrissen, aufgelöst, um nie wieder zusammengefügt zu werden. . . .

Neben uns, im angrenzenden Coupé, sassen der Anführer der Doktorjustiz und seine socialistischen Brüder. Ich horchte gespannt auf, ob sie sich in ihrem laut geführten Gespräche wohl des Paupers erinnerten. Fiel ihnen nicht im Traume ein! Sie hatten eine heftige Disputation über das beste Trinklokal in Bremen, wo sie erst noch eins im lustigen Beisammensein „packen" wollten, bevor sie weiterreisten.

Ja, den Pauper hatten sie vergessen, ihren „Bruder", dessen Tod sie mit Blut rächen wollten. Wir aber wurden bei dem Klang ihrer Stimmen wieder lebhaft an ihn erinnert. Eine plötzliche Wehmut legte sich auf unser Gemüt und die ehedem lebhaft sprudelnde Witzquelle versiegte. Ich las von den Gesichtern meiner Freunde den einsilbigen Gedanken: Wie wird wohl dem armen Mädchen zu Mute sein, wenn sie von dem Tode des Vaters hört?

Wir hatten nämlich, als wir das Schiff verliessen, von einem Offizier erfahren, dass man

die Tochter von der Zurückreise ihres Vaters benachrichtigt habe. . . . Das arme Ding, sie hatte jetzt gar nichts mehr auf dieser Welt!

Da hielt der Zug.

„*Bre—men! Aus—stei—gen!*“ kreischte ein Schaffner, indem er den Riegel aussen zurückschob und die Thür aufriss.

Als wir ausgestiegen waren, nahmen wir Abschied von unseren Bekannten, die ungesäumt weiterzureisen vorhatten, wir uns dagegen noch einige Zeit in der alten Hansestadt umsehen wollten; und nachdem sich alle glücklich durch die Douane gewunden und ihre schon bereitstehenden Züge gefunden hatten, machten wir uns auf den Weg, um unserem Gepäcke in das Hotel R— nachzuschlendern.

Kaum hatten wir ein paar Schritte vorwärts gethan, da bemerkte einer von uns ein bleiches, schmächtiges Mädchen, das nicht weit von uns an einem Pfosten lehnte. Die dunklen Augen desselben forschten nach allen Seiten und schienen mit ängstlichen, besorgten Blicken etwas zu suchen.

Da traten zwei Männer auf die Mädchengestalt zu und redeten sie an.

Einer meiner Freunde stiess mich mit seinem Ellenbogen und sagte:

„Du, sieht die nicht aus, als ob sie auf jemanden warte?“

„Ja, scheint fast so.“

Mein Freund schwieg eine Weile und sah scharf zu der seltsamen Gruppe hinüber.

Dann fuhr er etwas unsicherer fort:

„Könnte — ehem! — könnte das wohl die Tochter des Paupers sein, der — ehem! —“

„Der auf dem Meeresgrund begraben liegt?“

„Ja!“

„Das mag schon sein!“

„Dann wartet einen Augenblick!“

Er riss nach echter hinterwäldler Weise den Schlapphut vom Kopf herunter, legte ihn auf den Boden, suchte nach seinem Taschenbuch, holte daraus ein für dessen nicht sehr reichen Inhalt riesengrosses Geldstück heraus und warf es in seine abgenommene Bedeckung. Wir verstanden ihn. Einer nach dem anderen zielte mit einer fremdländischen oder einheimischen Münze nach dem Deckel. Hierauf stürmte unser Freund mit demselben den glücklicherweise noch nicht abgegangenen Zügen zu, hielt ihn zu den engen Fenstern der Coupés hinein und rief:

„Gentlemen! Für die Tochter des Paupers, der unterwegs gestorben ist! Dort drüben steht sie und wartet auf ihn!“

Der Sammler war erfolgreich. Man drängte sich herzu, und Münze auf Münze, goldene und silberne und kupferne, grosse und kleine durcheinander, flogen in den Hut, bis der zuletzt seine schöne Form verloren hatte und wie ein Sack, durch den man angebrühten Kaffee gegossen und der deshalb bis oben hin voll Satz steckt, aussah.

Darauf zog unser Freund ein schweres, seidenes Taschentuch aus der Brusttasche seines Rockes. Es war dasselbe, das er einst zu Weihnachten von seiner Schwester bekommen, die an der Küste des Stillen Oceans wohnt, und das er mir einmal mit Wohlgefallen gezeigt und von mir hatte bewundern lassen. Er

kniete sich auf die Erde nieder, breitete das Tuch vor sich aus, leerte den Inhalt des Hutes hinein und band es dann in einen Knoten zusammen.

Nun schlich er leise zu dem bleichen Mädchen hin, dem die beiden Männer inzwischen offenbar den Tod des Vaters mitgeteilt hatten und das jetzt hell und bitter weinte. Er drückte ihr das schwere, wertvolle Sacktuch ohne eine Silbe zu sagen in die bebenden Hände und kehrte schnell und leise zu uns zurück.

Das Mädchen schaute sich fast erschrocken nach seinem Wohlthäter um, der schon längst nicht mehr in der Nähe war.

Indem wir beim Fortgehen einen Schutzmann passierten, rief ihn unser Freund an und sagte ihm: er möchte sich doch um jenes Mädchen dort annehmen; es warte auf jemanden, der hier auf Erden nie wieder zu ihr zurückkommen werde.

Als er dies gesagt, blitzte etwas in den schönen Augen meines Freundes — wie ein heller Diamant.

Aber deshalb brauchst du dich nicht zu schämen, du guter Kerl! . . .

Und das war unsere Ankunft in Bremen.

Eine falsche Osterfreude.

„Was — *was* sagtest Du da eben, Bruder Hilarius?“

„Die Eier reichen uns nicht für die Feiertage, Bruder Thomas! Wir haben nur noch ein paar hundert, ich habe sie gezählt!“

„Welch ein entsetzliches Malheur! Und hast Du auch in alle Kisten geschaut, Bruder Hilarius?“

„Gewiss habe ich das! In alle! Habe sogar die geöffnet, in denen der geschmorte Aal verpackt ist, auch die anderen Fischkisten und die Käsebutten habe ich durchstöbert; dann war ich noch, um mich zu vergewissern, im Weinkeller —“

„Und Du fandest wirklich nicht genug?“

„Wirklich nicht genug, Bruder Thomas! Sie reichen uns nicht für die Feiertage!“

„Und hast Du auch diejenigen mitgerechnet, die Farmer Georg als Bezahlung für die Messe, die wir für die Seele seiner guten Ehehälfte Karoline, die vor einigen Wochen gestorben, gelesen haben, gebracht hat?“

„Alle, Bruder Thomas! Gewiss, gewiss habe ich! Und doch sind nur ein paar hundert

übrig . . . an die vierhundert . . . ich habe sie genau gezählt . . . ganz genau!“

„Welch ein entsetzliches Malheur! Was in aller Welt sollen wir thun, was fangen wir an, Bruder Hilarius? Wir brauchen wenigstens zweihundert für jede Mahlzeit, und deren haben wir morgen drei — nein, *vier!* . . . Wie konnte ich so vergesslich sein! . . . . Ach, ach! Gehe zu, Bruder Hilarius, ich bitte Dich! Du musst die fehlenden Eier aus der Stadt holen! Aber beeile Dich, ehe die Stadtleute sie alle aufgekauft haben, die haben es gewöhnlich sehr eilig! Auch vergesse nicht, den Geschäftsleuten zu versichern, dass wir ihrer im Gebet gedenken würden, wenn sie uns zuerst bedienen und gute, billige Eier verkaufen würden! . . . . Aber sei flink! Hole deine Körbe und eile, dass Du fortkommst! Hiermit ist nicht zu spassen! . . . Nehme Dir Bruder Franciskus mit, der ist immer bereit, ins Städtchen zu gehen, und bringe alle Eier, die Du erwischen kannst! Und die heilige Jungfrau sei mit Dir und Deiner Mission!“

Dieses unvorhergesehene und sehr erregte Zwiegespräch fand im Refrektorium des friedlichen Jesuitenseminars statt, das in einem wunderlieblichen Parke schon vor ungefähr hundert Jahren errichtet worden war und das heutigentages noch existiert. Und die daran Beteiligten waren zwei wohlbeleibte Brüder: Thomas, der Koch, und Hilarius, der Proviantmeister des Instituts.

In wenigen Minuten war der Kriegsrat zu Ende, und einige Sekunden später sah man schon, wie zwei feiste Brüder, beide mit grossen Körben bewaffnet, den Berg hinab auf das kleine Städtchen am Fusse des Berges zutorkelten, um dieses in Betreff der Eierfrage zu bombardieren.

Und die glänzenden Augen aller Pater, aller Brüder, aller Schüler folgten ihnen, folgten ihnen durch die Glasscheiben, durch die Baumzweige, über die Mauern hinweg, so lange sie sichtbar waren, denn die erschreckliche Kalamität, in der sich die Versorger der vielen anspruchsvollen und umfassenden Mägen befanden, hatte sich wie ein gieriges, loderndes Oelfeuer im Augenblick über die ganze Anstalt verbreitet, sintemal so etwas Aufregendes sich dort noch nie zugetragen hatte.

Da die Zwei eine für ihre körperlichen Dimensionen sehr rasche Gangart angeschlagen hatten, war es natürlich, dass Perlen, grosse Perlen von Schweiss über ihre vollen, runden Wangen rieselten, gleich dem Morgentau an den Blütenkelchen der Lilien. Ihr Atem ging schwer aus und ein, sie keuchten im wahren Sinn des Wortes, und ihre Gewänder flatterten mit lautem Geräusch im Winde herum.

„„Wie konnte auch uns . . . gerade uns . . so etwas . . . passieren! Keine Eier . . . am . . . am Ostersonntag! O—o weh!“ stotterte Bruder Hilarius.

„Du liebste Zeit!“ war alles, was Franciskus hervorstossen konnte.

Nichtsdestoweniger aber schlürften sie im selben schnellen Tempo, mit klopfenden Her-

zen dahin, wie Besessene, wie wütende Hunde, und schauten weder rechts noch links, bis sie bei dem ersten Laden angelangt waren.

„Haben Sie Eier — ph! ph! — Eier zu verkaufen an das . . . das Seminar? Ph! ph! Reichen uns . . . schlechterdings nicht für das Fest! Ph! ph!“ quiekste Bruder Hilarius, indem er in den Laden stürmte, den Raum desselben mit seinen Augen nach dem begehrten Produkte nach allen Richtungen durchbohrte und dem Schwengel hinter dem Tisch durch sein Schnaufen eine Todesangst einjagte.

„Eier! — ph! ph! ph!“ ertönte es von Franciskus her als Echo, der sofort auf ein Heringsfass niedergesunken war und sich den Schweiss mit seinem grossen, blauen, mit Schnupftabak bemalten Taschentuch von der Stirn wischte.

„Wie viele möchten Sie haben, meine lieben Brüder?“ fragte der Ladendiener, die grossen Körbe ehrfurchtsvoll beäugelnd. Die Brüder waren seine besten Freunde, seine besten Kunden, und er hoffte, dass er noch mit etwas anderem aufzuwarten von ihnen aufgefordert werden würde, da er die mächtigen Behälter nicht imstande war nur mit Eier zu füllen. Im geheimen aber dachte er allerdings auch, dass sie deswegen nicht nötig gehabt hätten, ihm eine solche Angst einzujagen, und dass sie besser gethan hätten, wenn sie ihre verhältnismässig kleinen Blasebälge mehr geschont hätten.

„Wie viele? . . Alle, die Sie haben! — ph! ph! — alle, die Sie haben! . . . Brauchen zum wenigsten fünfzig Dutzend. . . . Hätten am liebsten hundert . . . bester Herr — ph! ph! —

Herr Janum! — ph!“ rief Hilarius, indem er sein Gewand am Hals aufknöpfte und den Mann ängstlich anblickte.

„Fünfzig Dutzend! . . . Thut mir sehr leid, sehr leid! Habe aber bloss noch fünf übrig, Bruder Hilarius!“

„Jesus Maria!“ schrieen die beiden Brüder erbleichend wie auf Verabredung aus.

Hilarius fuhr fort:

„Fünf Dutzend nur! . . . Nicht mehr? — ph! ph! — Es ist entsetzlich! . . . Aber geben Sie . . . geben Sie her! . . . Wa—was kosten sie jetzt? — ph!“

„Eigentlich zwanzig Cents das Dutzend. . . Sie sind teuer und äusserst rar, Bruder Hilarius! . . . Aber da Sie —“

„*Was!* . . . Zwanzig Cents! . . . Sagen Sie zehn! — ph! ph! — und wir werden ein . . . ein Gebet für Sie lesen!“

„Das wollte ich ja sagen! . . . Da Sie mit der Absicht hergekommen sind, mich auszukaufen, lasse ich sie Ihnen zu zehn Cents. . . . Soll ich's ins Buch eintragen?“

Ja, das sollte er.

Und die zwei Brüder schossen hinaus zu dem nächsten Laden, auf welchem Wege Bruder Franciskus einen delikaten, salzigen, importierten Heringsschwanz vertilgte, den er unter seinem Sitz erspäht und vor den Augen des Ladenmannes entführt hatte.

Von dem nächsten Laden ging's in einen anderen, und so gingen sie und sammelten sie, sammelten hier ein Dutzend, dort zwei, dort drei, vier, fünf und mehr; und so flogen sie in dem ganzen kleinen Städtchen umher, keu-

chend und mit den Augen blinzelnd und rufend und fragend und bittend; sie überredeten sogar Privatleute, dass sie ihnen ihre eigenen, für Ostern aufgestapelten Eiervorräte abtreten möchten.

Nach zweistündiger, aufregender, anstrengender Arbeit wandten sie ihre purpurnen Gesichter heimwärts und watschelten mit ihren vollen und schweren und mit gefährlicher Ware gefüllten Körben durch die Strassen des Städtchens und den Berg hinan, diesmal gefolgt von den Augen der sich vor Lachen und auch vor Zorn krümmenden sämtlichen Einwohner.

Sie hielten nur dann und wann an, um nach ihrem Atem zu haschen, und Bruder Franciskus ausserdem noch, um einen eroberten Leckerbissen unterzubringen. Sie sprachen dabei kein Wort miteinander, sondern blickten sich nur, glücklich über ihren Triumph, mit einem verständnisvollen, vielsagenden, stillvergnügten Blick an, während sie ihre Stirnen mit den grossen, baumwollenen Taschentüchern abtrockneten.

Als sie in die Nähe des Seminars kamen, war die Luft von einem grossartigen Gejauchze erfüllt. Vonwegen der aufgeregten Stimmung, die sich aller bemächtigt hatte, waren nämlich die Unterrichtsstunden verblieben, und alle Pater, sogar der alte Pater Joseph, der Direktor, alle Brüder, alle Schüler waren am Bogenthore versammelt, sie zu empfangen.

Und da man nun vernahm, wie schwer die Körbe seien, leuchteten die breiten Gesichter auf, wie das ewige Licht in ihrer Kapelle es immer that, wenn Bruder Luminus es heimlich

mit einer neuen Oelladung beglückte. Alle lachten, alle sprangen, so wohlgenährt sie waren, und keiner mehr und keiner höher als Bruder Thomas, der Koch, dessen sprichwörtlicher Ruf als Besitzer grosser Geistesgegenwart sich auch während dieser Schreckensperiode wieder glänzend bewährt hatte.

„Ihr habt welche?“ riefen einige zum zehntenmal.

„Dank der Jungfrau! Ja, ja, ja, ja! — ph! ph! — Wir haben genug! . . . Wir sind versorgt!“

„Gute Eier?“

Die beiden Schleppenden stellten ihre Bürde mitten auf dem Kiesweg nieder und deckten die oberste Schicht Sägespähne ab, damit sie sich allesamt überzeugen konnten. Zahllose weiche, fette Hände ergriffen die Eier und hielten sie vor das Auge ihrer Besitzer gegen das durch die Baumwipfel sichtbare lichte Blau des Firmaments.

„Ah! ah! . . . Jesus Maria! . . . Herrliche Eier! . . . famose Eier! . . . mächtige Eier! Um nichts kleiner als Gänseeier! . . . Prachtdinger! . . . Wir werden einen denkwürdigen, einen herrlichen Ostersonntag feiern! . . Schaut nur, dieses füllt meine Hand vollständig aus . . vollständig!“

Und sie folgten dann alle den beiden Brüdern lärmend und lachend und gestikulierend nach — durch den Garten, durch die Gänge, in die Küche.

Dort wurden die Eier mit lauter und vernehmlicher Stimme gezählt.

Und als sie sich alle vergewissert hatten,

dass nun genug Eier für die Osterfesttage vorhanden waren, da rief Pater Joseph mit seiner geweihten Stimme den Versammelten zu:

„Kommt nun, es ist höchste Zeit!“

Und sie marschierten in feierlicher Prozession in die Kapelle, wo Bruder Ambrosius schon vor der Orgel sass und ihrer wartete. Und dann quoll durch jene schmalen, aber schlanken, hohen, gotischen Fenster das süsseste, das erhebenste Tedeum, das je dort gesungen wurde.

Es drang sogar hinab in den gewölbten Raum des tiefen, kühlen, halbdüsteren, gemütlichen Weinkellers, wo Bruder Hilarius und Bruder Franciskus und Bruder Thomas gerade mit Leib und Seele dabei waren, sich von ihrer Angst, ihrem Schrecken langsam aber sicher zu erholen.

Mein Führer in Nürnberg.

Der Schnellzug hielt einen Augenblick am Perron der Station Erlangen, ich stieg hurtig in ein Coupé, und fort ging's wieder — auf Nürnberg zu.

Ausser mir war nur noch ein alter, feiner Herr in Gesellschaft der verschiedensten Taschen und Bündel gegenwärtig. Er mochte nahe an die siebzig Jahre alt gewesen sein. Schneeweiss war das kurzgeschorene Haar, und der Bart zeigte nur noch hie und da einen schwarzen Streifen, wie um den Wechsel der Zeiten besser anzudeuten, das Hinfliehen der Jahre mehr hervorzuheben, die Vergangenheit und die Gegenwart in schärferen Kontrast zu bringen.

Aber sonst war der Herr noch rüstig und, wie mir schien, kreuzfidel. Er rutschte von einer Seite des Sitzes zur anderen, blickte bald hüben, bald drüben zum Fenster hinaus und versuchte mit Hilfe seiner Brille die Dunkelheit, die draussen herrschte, zu durchdringen. Dabei flüsterte er manchmal etwas vor sich hin, ein Lächeln überflog manchmal sein Gesicht; dann schüttelte er wieder den Kopf und sprach

etwas lauter, sich offenbar selbst korrigierend. Er war ein Ausländer — ein Engländer oder ein Amerikaner.

Der Zug raste ohne anzuhalten durch die warme Nachtluft. In einem deutschländischen Eisenbahncoupé ist es nachts unsterblich langweilig. Aus reiner Langweile fing ich an zu pfeifen und trällerte zufällig — vielleicht waren meine Gedanken in der Heimat — die klassische Weise des Yankee Doodle kaum hörbar vor mich hin.

Der Alte schaute mich plötzlich an und wandte seine Aufmerksamkeit, die er vorher ganz und gar der Finsternis draussen gezollt, mir zu und fragte englisch:

„Sie sind ein Amerikaner, mein Herr?“

„Jawohl, Sie auch?“

„Gewiss! . . . ja! . . . das heisst!“ und er rückte näher, „das heisst, ich habe meine letzten fünfzig Jahre drüben in den Vereinigten Staaten verlebt. . . Aber ich bin in Nürnberg geboren. . . . . Waren Sie schon in Nürnberg?“

Er sprach das Englische sehr geläufig, doch merkte man ihm hin und wieder die schwere deutsche Zunge an.

„Nein, noch nie!“ antwortete ich. „Ich werde jetzt das Glück zum erstenmal haben, diese alte Stadt zu Gesicht zu bekommen — die Vaterstadt meiner Mutter.“

„Ah! Sie stammen also auch aus dieser berühmten Stadt?“ rief er, mich vertraulich ansehend, als ob er auf die Spur eines nahen Verwandten gestossen sei, und indem er seine Hand auf meine Schulter legte, fuhr er fort:

„Entschuldigen Sie meine Wissbegierde . . . wie hiess Ihre Mutter? . . . Sie müssen wissen, ich war bis zu meinem zwanzigsten Jahre hier und kannte fast die ganze Stadt!“

Ich nannte den Namen.

Er sann nach, kramte in einem alten Aktenstoss, der in irgend einer Ecke seines inhaltsreichen Gehirns verborgen liegen musste, und rief dann mit dröhnender Stimme und freudiger Miene:

„Ah! ah! Ja, gewiss, ich entsinne mich! . . Gewiss! Ich kannte das Geschäftshaus! . . Ihr Grossvater war zu meiner Zeit eine hervorragende Persönlichkeit, ein gelehrter Mann! . . . Er lebt wohl nicht mehr, wie?“

Ich sagte ihm, dass er noch lebe und frisch und gesund sei, aber nicht mehr in Nürnberg wohne. Dagegen erwarte ich, am Bahnhof von einem anderen Verwandten in Empfang genommen zu werden.

„So! . . . Mich wird wohl niemand empfangen. . . . Ja, wenn sie es alle wüssten, meine Freunde, meine Verwandten, meine Schulkameraden — wenn sie es wüssten, dann wäre auf dem Bahnhof an ein Durchkommen nicht zu denken. . . . Aber ich habe nie geschrieben. Ich bin vor fünfzig Jahren von hier abgereist, und bin jetzt zum erstenmal seitdem wieder in Deutschland. . . . Ich habe drüben mein Geschäft verkauft, es wurde mir zu lästig. Ich habe mich immer nach Nürnberg zurückgesehnt, und zumal dann, als meine liebe Frau, die ich nicht überreden konnte, den Ocean mit mir zu kreuzen, gestorben war, und ich, da wir keine Kinder hatten, ganz allein stand. . . . Es

wollte mir nichts mehr munden; ich sehnte mich nach den Gerichten meiner Jugend: nach den Aepfeln, den Knöteln, dem Sauerkraut, dem Sauerbraten, den Bratwürsten und den vielen anderen guten Sachen, von denen man in Amerika keinen Begriff hat. Mich hielt nun nichts mehr drüben zurück, ich verkaufte mein Heimwesen, mein Landgut, mein Sommerhaus am See, und so bin ich hier, mit meiner ganzen Habe, mit Sack und Pack, wie Sie sehen. . . Ich werde mir unser altes Haus ankaufen. Das ist ein Gebäude! Es ist eins von den ehrwürdigen, schönen Patrizierhäusern, vor denen alle Paläste der Fifth Avenue sich verkriechen müssen! . . . Ich werde meine letzten Jahre damit zubringen, die alten Freunde und Verwandten zu besuchen, die Häuser, die alten Strassen, die reichen Kunstsammlungen zu betrachten, und abends werde ich mich zu den Spiessbürgern in die Kneipe setzen und ihrer Kannegiesserei zuhören. . . . O, das wird ein Kapitalspass, ein Kapitalvergnügen! . . . Mein erster Gang wird aber wohl in das Bratwurstglöckle sein; dort werde ich mir doppelte Portionen bestellen und so lange essen, bis ich recht satt bin — kann mir zwar kaum denken, dass dieser Fall je eintreten wird, denn ich habe einen fünfzigjährigen Heisshunger nach den dort gebratenen winzigkleinen Würsten. . . . Und wenn ich sterbe, komme ich in dieselbe Erde, in der meine Eltern, meine Ur- und Urureltern ruhen, in der die alten Deutschen Dürer, Birkheimer Hans Sachs und andere liegen — auf den Sankt Johannis Kirchhof. . . . Wird das ein

Hochgenuss sein! . . . Aber es sollte mich gar nicht wundern, wenn ich mit jedem Jahre jünger anstatt älter würde! . . Fühle jetzt wie vor fünfzig Jahren!"

„Glauben Sie wirklich", warf ich hier ein, als der Alte wieder einmal zum Fenster gerutscht war und hinauslugte, um alte Bekanntschaften zu erneuern, „dass es Ihnen hier in Deutschland auf die Dauer so wohl gefallen wird, nachdem sie so lange in den Staaten gewohnt? . . . Ich möchte mich hier nicht fest niederlassen!"

„Ja! — *Sie* und *ich!* . . das ist etwas verschiedenes, junger Mann! Ich habe hier zwanzig Jahre gewohnt, meine Kindheit hier verlebt, meine schönste Zeit hier gehabt! Ja, es ist mein höchster, mein letzter Wunsch, hier zu sein, hier zu sterben! . . Und ich kenne Nürnberg so gut! . . Diese Kirchen! . . Diese alten, dicken Mauern! . . Dieses Glöckle! . . Diese Burg! . . Einzig! . . Einzig! . . Ich träume seit fünfzig Jahren nur von Nürnberg! . . Uebrigens . . . heiho! . . . wir müssen jetzt in Fürth sein! . . . . Hier wurde die erste Eisenbahn Deutschlands gebaut, die erste! . . Ein Judennest, dieses Fürth! . . . Man liest und sieht und hört keine anderen als Judennamen! . Ein einziger Judenbrei, das! . . . Wenn Sie noch keine Nasen gesehen haben, müssen Sie dahin! Nehmen Sie sich aber in acht, es giebt dort welche, die sind spitzig und lang wie Bajonette! . . Aber wie oft war ich hier? . . Die Nürnberger Burg kann man am schönsten von dieser Strasse aus sehen! . . Prachtvoll! . . Ich kenne jeden Weg und Steg hier . . in und um Nürn-

berg. . . Morgen, oder besser heute abend noch, wenn Sie Zeit haben, führe ich Sie herum, zeige Ihnen jeden merkwürdigen Fleck, die Spur des Hufeisens in dem Mauerstein oben bei der Burg, und alles andere! . . Es ist kein zweites Nürnberg in der Welt, in der ganzen weiten Welt! . . Ich zittere vor Aufregung! . . Es ist mir erhabener zu Mute als an meinem Hochzeitstage! . . Wenn nur der Zug einen Augenblick hielte . . ich würde die Erde küssen!"

Bald sprach er englisch, bald deutsch. Er kam auf die seltsamsten Ideeen, die eigentümlichsten Vorfälle. Und als er auf seine Jugendstreiche zu sprechen kam, konnte er nur noch halbe Anekdoten liefern, da er einen solchen Vorrat davon hatte, dass er, in der Mitte der einen angelangt, schon die nächste beginnen musste, was zur Folge hatte, dass die Pointe äusserst selten zu entdecken war.

Auf einmal nahten wir uns dem Nürnberger Bahnhofe. Der Zug fuhr langsamer und hielt an.

„Endlich! Gott sei Dank!" rief mein Reisegefährte, sprang auf, stopfte in jede Tasche seines Anzuges ein Paketchen, hing ein paar an Riemen befestigte grössere Taschen um seinen Hals, warf einige schwere Handkoffer vor sich auf den Perron hinaus, nahm dann in jede Hand ein paar kleinere Taschen und stieg mit einem glücklichen Gesicht, mit dem glücklichen Gesicht eines Kindes, dem sein sehnlichster Wunsch erfüllt worden ist, schnell aus. Nun blickte er sich nach allen Seiten um, machte seine rechte Hand frei, zog seinen Hut, machte eine tiefe Verbeugung und mur-

melte einige Begrüssungsworte an die Stadt Nürnberg und dessen Einwohner vor sich hin.

Da ich nicht viel Gepäck hatte, half ich dem alten Mann seine Sachen in einen Hotelwagen schaffen und machte mich dann an die Arbeit, einen vorher nie gesehenen Verwandten aus dem Menschenhaufen herauszustudieren. Er rief mir noch durch das heruntergelassene Fenster zu:

„Vergessen sie aber ja nicht zu kommen! Sie finden mich im Hotel Adler. Ein uraltes Gasthaus — elegant! . . . Besser als alle Hofman-, Southern- und Chamber-Hotels in Amerika zusammengenommen! . . . Ich zeige Ihnen die ganze einstige freie Reichsstadt Nürnberg, inklusive Umgebung! . . . Alles! Alles! . . Ich kann es besser als irgend jemand anderes, verlassen Sie sich darauf!“

Ein paar Tage später sprach ich im Hotel vor und fragte nach meinem Freund. Man sagte mir zu meiner Ueberraschung, dass er sich reisefertig mache.

„Reisefertig!“ rief ich ungläubig.

„Jawohl! Er geht mit dem Schnellzuge!“

Ich sprang die Steinstufen zum zweiten Stockwerk hinan und klopfte an das mir bezeichnete Zimmer.

Keine Antwort.

Ich probierte die Klinke und trat ein.

Er stand am Fenster gelehnt und schaute hinaus, wie ein Einsamer zu thun pflegt, wenn die Schatten des Abends hereinbrechen und ihm

schwer ums Herz wird, weil ihm alte, vergangene, schöne Zeiten in den Sinn kommen.

Er schien mich nicht gehört zu haben. Ich rief:

„Hier bin ich, Herr Führer!“

Er schrak zusammen und ich sah sofort, dass ich nicht mehr denselben Mann wie im Eisenbahncoupé vor mir hatte. Er war alt geworden. Tiefe, lange Falten zogen sich von der Nase um den Mund zum Kinn hinab, das spitzig wie ein Kiel mir schien. Sein Auge war matt. . . Er war ein Greis!

„Ist es Ihr Ernst? . . . Sie wollen fort?“ fragte ich ihn, als ich dicht vor ihm stand und er immer noch nichts sagte.

„Ja . . ich . . will . . . fort!“ kam endlich zwischen seinen zitternden Lippen hervor. „Ich wandere aus . . zum zweitenmal . . zum letztenmal! Ich . . . ich kenne mich hier nimmer aus! . . . Kein einziger Verwandter mehr da! . . Keinen Freund fand ich vor! . . . Alle verschwunden! . . . Selbst viele Häuser sind niedergerissen . . . viele Mauern! . . . Unser früheres Haus steht zwar noch . . . aber in welchem Zustande befindet es sich! Es ist in kleine Logis eingeteilt . . ein Tenement ist aus dem Patrizierhaus geworden! Im untersten Stockwerk hat ein Jude ein Kohlenlager . . der Hof steht voller alten Gerümpels! . . . Der Geschmack für das Alte, für das Künstlerische ist dahin . . es geht auch hier jetzt alles nach dem modernen Stil, nach dem Allerweltsplan! . . . Mein altes Nürnberg existiert nicht mehr. . . . Es scheint, es war ein Fehler von mir, dass ich in meinen alten Tagen noch herüberkam! . . .

Es hat sich alles geändert! . . . Vieles habe ich zwar noch vorgefunden . . . aber es war so leer . . es schien alles tot . . es fehlte überall etwas! Ja, ja, ich war ein Esel, dass ich dachte, ich könnte da fortfahren zu leben, wo ich vor fünfzig Jahren abbrach!"

Er machte nun einen verzweifelten Versuch zum Lachen und wollte sich den Anschein geben, als greife ihn das alles nicht im geringsten an. Schliesslich forderte er mich auf, ihm den Yankee Doodle vorzusingen, dass sei denn doch eines der schönsten Lieder, die je komponiert worden.

Darauf kam der Hausmeister und verkündete, dass der Wagen bereit stehe.

„Fahren Sie mit an den Bahnhof?" fragte der Amerikaner mich laut. „Ich kann Ihnen wenigstens noch etwas auf dem Weg dorthin zeigen!"

Ich hielt das für selbstverständlich, nahm einige Sachen, die noch nicht einmal völlig zugeschnürt waren, und half ihm in den mit Seide gefütterten Ueberrock. Dabei kam es mir vor, als seien die Arme gelähmt, als könne er sie nicht recht regieren. Auch fiel mir der schwere Tritt auf, den der Alte beim hin und her gehen that. Wie frisch schien er mir damals — vor wenigen Tagen! Wie lustig, wie redselig, wie vergnügt! — als ob er vor den Pforten des Paradieses stünde! . .

Und jetzt ging er mit gesenktem Kopf die Treppe in den Flur hinab. Er beachtete die Kellner nicht, die am Portal standen und sich schon lange auf ein gutes Trinkgeld von dem goldbeladenen Amerikaner verspitzt hatten.

Er wollte mir noch auf dieser letzten Fahrt etwas zeigen, aber er that nicht darnach. Er sah wohl mit mir hinaus, doch gab er kein Kommentar zu dem, was wir erblickten. Er schien heimlichen, stillen Abschied zu nehmen von allem, was hier war.

Nur als der Wagen an St. Lorenz vorbeiklapperte, sagte er fast tonlos vor sich hin:

„Dort pflegten wir hineinzugehen . . Vater, Mutter und wir Kinder. . . Ich war gestern dort. . . Niemand kannte mich. . . Ich kannte niemanden. . . Ein unbekannter Prediger. . . . Ist ja auch natürlich! . . Ich gehöre hier nimmer her. . . . Als alter Mann soll man nicht mehr die Stätte seiner Jugendjahre besuchen. . . Das fällt nicht gut aus!“

Wir kamen durchs Thor und befanden uns am Bahnhof. Ich half ihm aus den Wagen. Als ich ihn aber wieder loslassen wollte, knickten seine Kniee ein, als ob sie durchschossen worden wären. Daraufhin versuchte er wieder eine lächerliche Bemerkung zu machen und sprach fortan nur noch englisch.

„Ich werde Ihr Billet besorgen!“ sagte ich, als er in seiner Tasche nach dem Taschenbuche suchte. Als er mir dasselbe übergeben, fragte ich: „Ein Billet wohin?“

„Bremen!“ rief er im Tone eines preussischen Unteroffiziers überlaut aus, wie um sich selber dadurch zu ermuntern.

Ich übergab ihm das gekaufte Billet samt dem übrigen Geld und brachte ihn die Treppen des Bahnhofs hinab und hinauf. Ein Diener musste die unzähligen Pakete nachtragen, da ich nichts weiter thun konnte, als

den alten Mann unterstützen, welche Arbeit mir von Sekunde zu Sekunde schwerer wurde. Ich liess mir jedoch nichts merken und pfiff mit schnellgehendem Atem auf Wunsch meines Landsmannes in einemfort den Yankee Doodle, den er zu sekundieren sich anstrengte.

Wir kamen gerade zu rechter Zeit. Der Eilzug — von München kommend — stand schon einige Minuten da und sollte sogleich abfahren. Ich hob den alten Mann in ein leeres Coupé, baute auf dem gegenüberliegenden Sitz einen Turm aus seinen Bündeln und Taschen und Kofferchen, reichte ihm die Hand und brüllte:

„So! Leben Sie wohl! Leben Sie recht wohl! Glückliche Ueberfahrt! Und grüssen Sie mir meine liebe Heimat!“

Er versuchte zu lächeln, nickte mit seinem weissen Kopf und wiederholte mechanisch die letzten Worte:

„Meine liebe Heimat!“

Der Zugführer forderte mich auf, herauszutreten, und schlug die Thür polternd zu, als ich draussen war.

Ich stellte mich auf die Zehen, um noch einen letzten Blick auf meinen alten Freund, auf meinen Führer zu bekommen, dessen schönster Lebenstraum vor meinen Augen wie Schnee zerronnen war.

Dort sass er. Der sonst so grosse, stattliche Mann war zusammengefallen, zusammengeschrumpft in einen kleinen Haufen. Er hielt beide Hände vor die Augen und zitterte am ganzen Körper. . .

Ich wusste dass er weinte.

Die Weihnachtsgeschichte des Schiffsarztes.

Um den Mitteltisch im Salon der Kajüte sassen unserer sieben: der Schiffsarzt, die Gesellschafterin der Fürstin E——, eine junge, hochblonde Amerikanerin (frisch vom Konservatorium der Musik in Paris), ein Herr aus Mannheim, ein Rancher aus Nevada, mein Freund Harry Jones aus Swansea, Wales, und ich. Die Fürstin E—— selbst, die sich ein paarmal unaufgefordert herabgelassen hatte, in unserer plebejischen Mitte einige Augenblicke sich zu zeigen, war an jenem Abend nicht erschienen; sie geruhte in ihrer Kabine zu bleiben und nach hochlöblicher österreichischer Hofsitte in Gesellschaft eines beispiellos hässlichen, mit zwei oder drei Haaren auf dem Kopfe ausgestatteten, rattenartigen japanesischen Köters (den, wie uns ihre Gesellschafterin mitteilte, der Erzherzog Rudolf von einer Reise um die Welt ihrem Mann mitgebracht hatte, und von dem sie sich nicht trennen konnte), Trübsal zu blasen. Dieser Köter hatte, nebenbei bemerkt, die besondere liebenswürdige

Eigenschaft, dass er jeden anbellte und aufzuspeisen Miene machte, der es wagte, unter geringerem Titel als „Excellenz" durch dieses Erdenthal zu pilgern.

Es war nach dem Souper, am 24. Dezember. Im Centrum des Tisches standen Schalen mit Orangen, Nüssen und Candy, aus denen wir nach Belieben naschten.

Der Doktor hatte versprochen, uns eine Weihnachtsgeschichte zu erzählen. Er schien dieses Versprechen jedoch vergessen zu haben, denn er liess einen Bonbon nach dem anderen unter seinem riesigen, dichten Schnurrbart verschwinden. Dabei blickte er vor sich nieder, wie einer, der über etwas nachdenkt, das ihn tief bewegt, ihm viel zu schaffen macht.

Die kleine Amerikanerin, die das lustigste Geschöpf an Bord war, weil sie nach längerer Abwesenheit wieder heimkommen durfte, rief, eine Orange zerteilend, mit ihrer herrlichen Stimme:

„Nun, Herr Doktor, wie steht's! Wir sind ganz Ohr! Für uns existiert jetzt nichts als Ihre Geschichte! Und wenn Sie es recht, recht schön machen, spiele ich Ihnen auf dem Piano vor, was Sie wünschen und so lange Sie wünschen!"

„Ich nehme Sie beim Wort, Fräulein Jonathan", erwiderte der Arzt. „Sie sollen nachher musizieren, bis Ihre Fingerchen wund sind! . . . Erst aber hören Sie: —

„Die Geschichte trug sich genau vor Jahresfrist zu, und zwar in den Räumen dieses selben

Schiffes. Wir waren erst acht Tage auf See. Das Wetter war stürmisch, eisig, und der Himmel wölbte sich grau und schwarz über uns — gerade wie jetzt auch. Aber ich sass nicht hier oben im hellerleuchteten Salon, in fröhlicher Gesellschaft, sondern unten in einer Kabine. Ich wachte am Bette eines Schwerkranken, eines jungen Amerikaners, und der erste Steward leistete mir Gesellschaft. Ich hatte von Anfang an meine Zweifel, dass der Patient lebend die andere Seite erreichen würde, sagte dies auch seinen drei Freunden, die ihn in Antwerpen an Bord gebracht und rührend von ihm Abschied genommen hatten. Er selbst jedoch stand immer in dem Glauben, dass er Weihnachten zu Hause feiern könnte. Er wusste offenbar nicht genau, welches Datum man schrieb. Ich nahm an, dass seine Freunde ihn absichtlich in diesem Glauben gelassen hatten, und vermochte es leider nicht über mich, ihm klaren Wein einzuschenken, wollte dies wenigstens so weit wie möglich hinausschieben.

„Ich hatte den jungen Menschen sehr lieb gewonnen. Er war so zutraulich und hatte mich in seine Familienverhältnisse blicken lassen, mir sein ganzes vergangenes Leben geschildert. Er war unter liebender Hand in wohlhabendem Hause aufgewachsen, und nachdem er eine amerikanische Universität absolviert hatte, vor zwei Jahren nach Deutschland gereist, um sein Studium dort zu vollenden. Er war von Person nie stark gewesen, aber man hatte keine besondere Sorge um ihn gehabt, vielmehr geglaubt, dass er in der kräf-

tigen Luft Deutschlands erstarken werde. Aber das Gegenteil war der Fall, und obwohl er nie davon nach Hause geschrieben, fühlte er doch, dass er abnahm, dass eine schwere Krankheit an ihm zehrte. Endlich beschworen ihn seine Freunde, denen dies auch nicht verborgen blieb, an die Heimkehr zu denken, und zwangen ihn förmlich dazu, Passage auf diesem Dampfer zu nehmen. Er hatte immer gehofft, dass er seine Studien noch beenden könnte, ehe er sich ganz seiner Gesundheit zu widmen brauche. Schliesslich war er aber doch froh, dass er sich auf der Heimreise befand, und wünschte nichts sehnlicher, als bald nach Hause zu kommen, zu den Seinen, die er nie so geliebt, nach denen er nie ein solches Verlangen getragen hatte, als gerade jetzt.

„Er wurde immer weniger, und am Christabend lag er in seinem engen Bett drunten — ein Häuflein Haut und Knochen. . . . Er war gefasst, aber seine Brust wogte unruhig auf und ab, und ein keuchender, pfeifender Ton kam aus der Tiefe des kranken Körpers herauf. Ich sass am Kopfende und der Steward am Fussende des Lagers. Ich wusste, dass er die Nacht nicht überleben würde. Ich hatte alles, was in meiner Macht lag, gethan, aber es war umsonst. Unsere Kunst geht nicht über den Tod hinaus, sondern umgekehrt: der Tod überholt die ärztliche Kunst, und zwar mit leichter Mühe.

„Wir warteten stumm und gedrückt auf den letzten Hauch des Kranken.

„Plötzlich fragte er, zum hundertstenmal seit der Abfahrt, in hastiger Weise, indem er

sein schon halb gebrochenes Auge mit dem grössten Vertrauen auf mich richtete:

„ ‚Wir kommen doch bis Weihnachten heim, Doktor? . . Sie wissen, ich möchte heim!‘

„ ‚Ja, ich denke wir kommen noch zeitig genug heim, dass Sie Weihnachten im Kreise Ihrer Familie feiern können!‘ antwortete ich zum hundertstenmal, trotzdem ich nur zu gut wusste, dass es der Heilige Abend war, an dem wir sprachen, und dass wir uns noch auf hoher See befanden.

„ ‚Ganz gewiss?‘

„ ‚Ganz gewiss!‘

„ ‚Ah! wie freue ich mich, Doktor!‘ sagte er, und ein schwaches Lächeln kam über sein mageres Gesicht gezogen.

„Dann war es still. Nur die Maschinen stampften und das Wasser haute, wenn das Schiff sich leewärts neigte, gegen das kleine, runde Fensterchen in der Wand gegenüber dem Bette.

„Dann fing er wieder an, von der Weihnachtsfeier in seinem Elternhaus zu erzählen, was er schon unzähligemal gethan.

„ ‚Wir hatten immer einen Christbaum zu Hause. Auch als wir alle schon gross waren. Ich war jetzt zweimal nicht dabei. In der Fremde hatten wir uns auch einen Baum geputzt. Aber der war lange nicht so schön, als der zu Hause — lange nicht! . . . Am meisten denke ich aber an das Weihnachtsfest zurück, als ich ungefähr fünfzehn Jahre alt war. Wie ich da ins Zimmer kam, lag auf meinem Platze ein kleines Paketchen, in dem eine goldene Uhr eingewickelt war. . . Ich habe

sie noch jetzt . . dort in der Weste. . . Wollen Sie mir dieselbe, bitte, herreichen, Doktor?'

,,Ich holte dieselbe aus der Tasche. Es war eine gelungene Probe der neueren Juwelierkunst. Da sie lange nicht aufgezogen worden war, brachte ich sie in Ordnung und legte sie ihm in seine Rechte. Er besah sie aufmerksam mit seinen glanzlosen Augen und umklammerte sie mit seinen schmalen, blauäderigen, weissen Fingern. Dann sagte er:

,, ,Ich habe mich nie im Leben über ein Geschenk so gefreut. Ich entsinne mich, dass ich stundenlang jubelte und vor Aufregung nicht schlafen konnte. Ich nahm sie mit ins Bett und hielt sie immer so in der Hand — gerade wie jetzt. O, das war eine schöne, eine glückliche Zeit!'

,,Mit dem Blick auf die Uhr schien er einzuschlummern, und wieder nur hörten wir das gleichmässige Stampfen der Maschinen, und das Wasser haute, wenn das Schiff sich leewärts neigte, gegen das kleine, runde Fensterchen in der Wand gegenüber dem Bett, dass die Gläser auf dem Waschtisch glirrten und fast aus ihren Löchern hüpften.

,,Nach einiger Zeit öffneten sich langsam die Augenlider wieder, und er fuhr fort:

,, ,Aber so, wie ich mich auf dies kommende Weihnachtsfest freue, habe ich mich doch noch nie gefreut! . . . Zwei Jahre nicht zu Hause!'

,,Die Uhr entschlüpfte seinen Fingern und sank in das weiche Unterbett. Ich grub sie hervor und gab sie ihm zurück.

,,Es war gerade neun Uhr, und ich sagte ihm dies.

„‚Neun Uhr!‘ wiederholte er, ‚ah! das war immer die Stunde, in welcher wir hereingelassen wurden. Wir durften nicht vorher herein — in das Festzimmer. . . . Vater kam erst spät heim vom Geschäft. . . Man liess uns auch gern lange zappeln. . . Wenn sie daheim diesmal nur nicht zu lange warten. . . . Ich kann's nicht aushalten — diesmal nicht! Diesmal muss schon um acht Uhr bescheert werden — ja, um acht! Und Sie müssen mit dabei sein, Doktor! . . . Ich möchte aber doch wissen, was die zu Hause für mich haben. Bin sehr neugierig! . . Ich habe nichts für sie!‘. . .

„Er wurde unruhiger; seine Finger zupften an der Decke und die Uhr entfiel immer häufiger der schweissigen Hand.

„Ich flüsterte dem Steward zu, dass es nicht mehr lange dauern könnte. Der alte Seebär wusste nicht, was er thun sollte. Bald holte er ein Glas Wasser, bald eine Flasche Wein. Dann fragte er, ob er nicht vielleicht heisse oder kalte Umschläge machen solle. Er wäre in die See gesprungen, hätte ich's verlangt, und hätte schwimmend auf ein paar Kabeljaue Jagd gemacht, um aus ihren Lebern eine Medizin zuzubereiten. Aber hier half nichts mehr, und ich sagte ihm, er solle still sitzen und schweigen.

„Plötzlich fuhr der Kranke empor. Seine Augen standen weit auf. Ein Lächeln, ein glückseliges Lächeln glitt über sein Gesicht. Er lispelte ganz leise vor sich hin:

„‚Jetzt, jetzt! . . neun Uhr! . . jetzt geht's los! . . hört Ihr den Schlüssel! . . er dreht sich! . . er dreht sich! . . . Neun Uhr! . . Uhr! . .

schau, Mutter, eine Uhr! . . das liebe Christkind! . . . Jetzt still! seid still! . . sie singen! . . sie singen! . . O, wie schön!'

„Und weiter bewegten sich seine Lippen, doch konnte man nichts mehr verstehen. Ich liess meine Hand, mit der ich ihn gestützt, langsam gehen, und der leichte Körper sank zurück, ohne noch einen Seufzer zu thun.

„Er war heimgegangen, der junge Amerikaner, und feierte Weihnachten im grossen Saal des rechten Vaterhauses — feierte Weihnachten wie nie zuvor hier auf Erden.

„Seine Uhr tickte nicht mehr als ich sie ihm aus der noch warmen Hand nahm. Sie zeigte auf fünf Minuten nach neun.

„Wir wischten ihm den Schweiss von der Stirn, drückten ihm die Augen zu und zogen dann das Linnen über sein Gesicht, auf dem noch ein Schimmer der kürzlich empfundenen Weihnachtsfreude zu haften schien."

Der Erzähler schwieg, und als ob er seit Jahren keine Nuss verzehrt hätte, schob er den Kern einer grossen Butternuss begierig unter seinen riesigen Schnurrbart, wo er ganz und gar verschwand.

Jemand aus unserem Kreise fragte:

„Begruben Sie ihn auf See?"

Der Doktor bejahte diese Frage und fügte nach einer Pause noch hinzu:

„Zwischen dem fünfunddreissigsten und dem sechsunddreissigsten Längengrad."

„Und seine Angehörigen — haben Sie je

etwas von ihnen gehört?“ fragte wiederum jemand.

„Gewiss! Mit dem Lotsenboot schon kam sein Vater, ein stattlicher, vornehmer Herr, an Bord. . . Ich musste ihm alles erzählen, was ich von seinem verstorbenen Sohn gehört und was ich selbst an ihm beobachtet hatte; auch musste ich ihm dessen Hinterlassenschaft übergeben. . . . Es war die schwerste Arbeit meines Lebens.“

Und als eine Weile nichts gesagt worden war, wandte sich der Arzt an die kleine, hochblonde Amerikanerin, die ihr zweites Taschentuch aus ihrem Sacque zog und ganz vergessen hatte, ihre Orange zu essen:

„Fräulein Jonathan, darf ich nun bitten?“

„O, ich — ich kann nicht! — jetzt nicht! — heute abend nicht mehr, Doktor!“

Sie konnte wirklich nicht, und die Gesellschafterin der Fürstin E—— brach das eingetretene Schweigen mit der Frage:

„Herr Doktor! . . Welches Zimmer hatte er inne?“

„Nummer fünf!“

Alle atmeten auf. Nur Harry, mein Freund aus Swansea, Wales, sah mich bedeutsam an.

Es war die *unsrige*.

Die Gesellschaft brach auf. Es war zwar noch nicht sehr spät, aber auf See geht man früh zu Bett wenn das Wetter sehr rauh und ungemütlich ist.

Harry und ich stiegen noch einmal auf Deck und versuchten, einen Spaziergang zu machen. Aber die See war zu wild, der Himmel war zu schwarz, und die Wellen überliefen das Deck

und liessen eine immer dicker werdende Eiskruste darauf zurück.

An den für die Matrosen gespannten Seilen rutschten wir öfters mühsam hin und her; das aber war kein Vergnügen. Auch in dem Rauchsalon war es öde und leer, und gar bald hatten wir ihn satt.

Deshalb stiegen wir hinab und legten uns wortlos nieder. Ich hörte noch lange das Stampfen der gewaltigen Maschinen; unter meinem Kopfkissen tickte meine Uhr, und die Wellen hauten, wenn das Schiff sich auf die Seite legte, mit so grauenhafter Macht gegen unser kleines, rundes Fensterchen, das ich alle Augenblicke erwartete, einen nassen Besuch zu bekommen.

Warum aber Harry Jones in jener Nacht die elektrische Lampe nicht ausdrehte, weiss ich nicht. Ich vergass, ihn zu fragen.

Pierre.

Langsamen, schlürfenden Trittes, gleich einem uralten Mann, stieg Pierre die hölzernen, unbequemen Treppen zu seiner Eltern Wohnung hinauf.

Pierre war ein Junge von dreizehn Jahren, hätte daher seine Füsse ganz anders bewegen sollen. Aber er war seit fünf Uhr früh auf den Beinen und hatte vielerlei Laufereien besorgt; jetzt war es spät am Nachmittag, und er hatte, seitdem er fortgegangen, nichts zu sich genommen.

O, Pierre war unaussprechlich hungrig Pierre war so müde!

Aber ehe er die Thüre öffnete, sammelte er sich. Er machte seine zitternden Beine gerade, biss seine Zähne aufeinander, hielt seinen Kopf höher und trat leise und elastisch ein, als ob ihm seine wunden Sohlen gar nicht schmerzten.

Nur nichts merken lassen!

Schon war es hier düster; die Fenster waren klein und die Strasse war eng; viel Sonnenschein hatte man dort überhaupt nie, in dem alten Viertel von Paris.

Doch auch sonst sah es hier traurig aus.

In einem Bett lag eine verbundene Gestalt. Der Vater war vor einigen Tagen verunglückt, war unter die Hufe seiner Pferde geraten, als er bei einem Hotel Koffer ablud, und befand sich noch immer zwischen Leben und Tod. An seiner Seite sass, mit abgehärmten Zügen, Pierres Mutter, und unter dem Fensterchen kauerten die kleinen Schwestern. Auch sie waren still, als hätten sie keine rosenroten Lippen zum Plaudern besessen, als hätten sie nie eine Sprache gelernt.

Als Pierre eintrat, sahen sie alle auf ihn hin: die Mutter und der Vater mit wehmütigem Blick, da sie wussten, dass die kleinen Schultern viel zu schwach waren, um die schwere Bürde, die auf ihnen ruhte, zu tragen; die Schwestern hingegen mit grossen Augen, denn ihr Bruder war so gross, so viel, viel grösser als sie, und so geschickt, denn er brachte jeden Tag Geld mit — viel Geld, eine Masse Geld! *Sie* hätten nicht gewusst, wo das Geld zu finden sei!

Ja, er brachte Geld mit; aber wie hatte er laufen, wie rennen müssen, um die paar Sous zusammenzubringen! Und fühlte er nicht, als ob er zusammenbrechen würde! Fühlte er nicht bei jedem Schritt, als ob tausend rostige Nadeln in seinen Sohlen steckten!

Aber nur nichts gewahr werden lassen!

Nein, Pierre ist nicht müde! Auch nicht hungrig! — gar nicht! — bloss, ja, das Stückchen Brot könnte er allenfalls essen; doch wenn es Madelaine oder Josephine möchten?..

Die hatten aber schon ihren Teil gehabt, und so setzte sich Pierre auf einen Holzstuhl unter

das Fenster und nahm seine spärliche Kost zu sich, während die Schwestern den Bewegungen seiner Kinnladen mit ihren grossen, schwarzen Augen folgten und jedesmal dem Zeitpunkt mit Spannung entgegensahen, an dem die zermalmte Speise in den Magen hinabkutschierte, was an dem dünnen Hals gut zu sehen war.

Ausser dem schweren Atmen des Verwundeten und dem Krachen der harten Brotrinde hörte man nichts. Die Thränen, die soeben über die abschüssigen Wangen der Mutter gekollert und die wie der Blitz gezuckt, als sie auf den Fussboden geschnellt sind — diese kleinen, winzigen Dinger hörte man nicht, die machten nicht das mindeste Geräusch!

Aber was denkt ihr: es klopfte!

Das war etwas Unerhörtes. Sonst klopfte es hier nie; wer hier herein wollte, der brauchte sich dieser Formalität nicht zu unterziehen — klopfen braucht man bloss bei den vornehmen Leuten.

Pierre hörte auf zu kauen, aber niemand dachte im entferntesten daran, zur Thür zu gehen und dieselbe zu öffnen, obgleich man sehr gespannt war, was wohl jetzt passieren würde.

Es klopfte nun nochmals, und gleich hernach trat eine Dame herein, eine hohe, stattliche, schöne Figur, die ganz in Schwarz gekleidet war und einen langen, feinen Trauerschleier an ihrem Hut befestigt hatte. Mit einer elegantbehandschuhten Hand that sie den Schleier vom Gesicht und blickte mit einem traurig-stillen Blick umher. Ihr traten keine Thränen in die Augen, wenngleich ihr das

Unglück dieser armen Menschen tief zu Herzen ging; sie hatte selbst so viel, so viel Kummer gehabt, die Frau, sagt man, dass sie gar nicht mehr weinen konnte.

Und die Leutchen in der Stube wussten nicht was sie sahen, was sie hörten.

Die Dame sagte:

„Ich bin doch am richtigen Ort. hier wohnt doch der Kofferfahrer Odin vom Hotel A—?“

Sie konnten nicht gleich antworten. War denn das auch wirklich ihr Name? Hatten sie solch einen schönen Namen? Er klang wie die schönste Musik; er hatte noch nie so voll geklungen!

Endlich brachte die Mutter heraus:

„Ja, Madame, Sie sind recht!“

Die kleinen Mädchen waren staunend näher getreten und hatten sich von Pierre nicht abhalten lassen; sie standen vor der schönen Frau und starrten sie fraglos an. Ihre Mutter hatte ihnen einmal ein Märchen von einer Königin erzählt. Und das musste eine Königin sein — ganz sicher!

Da ertönte wieder die wohlklingende Frauenstimme:

„Ich bin gekommen, um mich nach meinem Kofferfahrer umzusehen. Ich sah den Unfall von meinem Fenster im Hotel mit an, erkundigte mich nach den Umständen, in denen er sich befindet, und will ihm helfen, wenn er es annimmt. . . . Haben Sie einen Arzt, liebe Frau?“

Die Dame setzte sich nickend auf einen Stuhl, den Pierre soeben für sie hergeschoben hatte.

„Ja, Madame, der Armenarzt war schon zweimal hier!“

„Zweimal erst! Das ist zu wenig! Der Armenarzt hat wohl zu viel zu thun! . . Doch, was hat er gesagt?“

„Er konnte noch nichts Bestimmtes sagen, Madame!“

„So! Und wovon lebt Ihr denn jetzt, gute Frau?“

„Pierre verdient so viel er kann, und davon leben wir, Madame!“ sagte Frau Odin, mit dem Kopf auf den an einem Bettpfosten lehnenden Jungen weisend, der verlegen seine aus dem Schuh steckende grosse Zehe betrachtete.

„Pierre!“ rief die schöne Frau und blickte den kleinen Kerl freundlich an, der noch den Rest seiner trockenen Brotrinde in der Hand hielt, den er nicht geniessen wollte, weil es zu viel Lärm machte. „Pierre! Das ist schön, was ich da von Dir höre! Aber sage mir doch, womit verdienst Du denn das Geld?“

„Um fünf Uhr trage ich Semmeln, und von acht Uhr an kleine Blumenbouquets und was ich sonst finde, Madame!“ sagte er stotternd.

„Und wie viel verdienst Du auf diese Weise?“ forschte die Dame weiter.

Er deutete auf den Holztisch, wohin er beim Eintritt seinen Reichtum gelegt.

„So viel, Madame, habe ich heute mitgebracht!“

„Du bist ja ein braver Junge! Möchtest Du aber denn nicht lieber etwas Ordentliches, vielleicht ein Handwerk, lernen?“

Pierres Augen funkelten, doch sagte er nichts; er konnte sich nicht denken, dass je etwas daraus werden würde, dass er je etwas lernen dürfe. . . . Ob er *möchte!* Ja, freilich! Schon immer war es sein höchstes Vergnügen, durch das Fenster einer bekannten Drechslerwerkstätte an der Rue Napoléon zu schauen und dabei zu träumen: O! könnte ich es doch nur auch zu einem solchen Meister bringen! . . Aber das stand so hoch, so hoch über ihm!

Jetzt nahm aber seine Mutter für ihn das Wort und sagte:

„Er weiss nichts Schöneres, als Drechsler zu werden, Madame, doch haben wir keine Mittel dazu, denn es kostet so viel Lehrgeld und es dauert so lange, bis er etwas verdienen könnte!“

„Also Drechsler möchtest Du werden, Pierre?“

Er wurde im Gesicht rot wie ein Puter und antwortete kaum vernehmbar:

„Ja, Madame!“

„Wohlan, wenn Du so brav bleibst, sollst Du Drechsler werden! . . . Und hier, liebe Frau, habe ich etwas für Sie mitgebracht!“

Sie legte einen Zettel auf den Tisch neben die kupfernen Sous, der sich später als eine grosse Geldnote herausstellte, und fuhr dann also zu reden fort:

„Es ist nicht so mühsam erworben, wie die kleinen Dinger da von Pierre, aber es wird Ihnen weiter reichen. . . . Ich werde dafür sorgen, dass Pierre als Lehrling in ein gediegenes Geschäft kommt, wo er etwas Tüchtiges lernen kann. Werde auch einen Arzt schicken, der

Ihrem Mann mehr Zeit widmen kann. Und wenn das Geld alle ist, ehe Ihr Mann wieder hergestellt, so wenden Sie sich an das österreichische Konsulat, wo man Sie kennen wird. . . Ich bin die Kaiserin Elisabeth von Oesterreich.“

Damit reichte sie der erstarrten Frau die Hand, drückte die kleinen Patschhändchen der Mädchen und die des braven Pierre, und nachdem sie dem Kranken Gottes Beistand und gute Besserung gewünscht, that sie wieder ihren feinen Trauerschleier vor, ging hinaus in den finsteren, dumpfen Gang, die steilen Treppen hinunter und in die enge, alte, schlechtgepflasterte Strasse hinaus.

Die Bewohner des Stübchens oben aber waren so verdutzt, dass sie kaum sich rühren konnten. Eine Kaiserin war da gewesen! Die Kaiserin von Oesterreich war bei ihnen, den armen, unglücklichen Odins gewesen! . . . Wenn es schliesslich nicht doch bloss ein Märchen gewesen war!

Sie hatten auch nicht einmal daran gedacht, die hohe Dame die Treppe hinabzubegleiten! Alle vier aber eilten jetzt geräuschlos an die Fenster und blickten auf die Strasse hinab — ob sie wohl sicher hinuntergekommen war?

Wirklich! Da unten, tief unter ihnen, ging sie, die edle Frau, ging sie hin durch die winkelige Gasse, wie die ärmste Nachbarin, und niemand kannte sie, — *sie*, um deren Besuch die Noblesse von Paris sich vergebens bemühte!

Einige Zeit nach dem soeben beschriebenen Vorfall trat ein Junge in einen der ersten

Blumenläden von Paris, da hinein, wo viele Tausende von Dollars jährlich für gepflückte Blumen wandern.

Ein Klerk trat an den Jungen heran, den er kannte, da derselbe früher viel für das Geschäft als Laufbursche herumgelaufen war.

„Nun, Pierre, was giebt's?“ fragte der Klerk neugierig. „Hat die Herrlichkeit schon aufgehört? Bist Du nicht mehr bei Monsieur Jourdaine, dem Drechslermeister?“

„Jawohl, Monsieur, aber ich möchte einen Strauss kaufen, einen wunderschönen Strauss möchte ich — von den schönen Rosen dort!“

Er deutete auf einen Haufen prachtvoller, halbaufgeblühter, weisser Rosen, deren lange Stiele in einer importierten Vase mit Wasser standen.

Der Klerk lachte laut auf.

„Du bist wohl nicht recht bei Groschen, Pierre? Der ‚Jardin des Plantes‘ kann keine solchen Rosen liefern! Einen ganzen Strauss davon kauft nur ein Baron de Rothschild!“

„Ich möchte aber auch die schönsten haben!“ sagte Pierre kleinlaut.

„Das glaube ich Dir ganz gern! Aber was willst Du denn damit?“

„Haben Sie's nicht gehört? Heute abend reist die Kaiserin Elisabeth von Oesterreich ab. Und der möchte ich einen Rosenstrauss bringen!“

„Haha! Immer besser! Der Kaiserin willst *Du* einen Strauss bringen! — der Kaiserin von Oesterreich, die nicht einmal den Gesandten ihres Reiches empfangen wollte? . . . Wie kommst Du auf diese närrische Idee?“

Und Pierre musste erzählen, wie er dazu kam. Er erzählte, wie die Kaiserin seine Eltern, ohne jegliche Begleitung, in deren Dachkammer besucht habe, was sie gethan, was sie gesagt, wie sie ihm eine Lehrlingsstelle bei einem Drechsler versprochen und auch verschafft habe, wie sie ihnen allen überhaupt fortgeholfen und sie unterstützt habe, so dass sie jetzt ganz aus der Not heraus wären.

Der Klerk hörte sprachlos zu, neigte seinen pomadisierten Kopf tief zu dem des kleinen Pierre hinab, damit seinen Ohren nichts von dessen Erzählung entgehe, und rief dann einen Kollegen nach dem anderen herbei, erzählte die Sache jedem von neuem und zuletzt selbst dem Prinzipal, der schon lange hinter seinem goldigen Gitter in der Bücherecke sich den Kopf zerbrochen hatte, was wohl in seine Angestellten für eine Aufregung gefahren sei.

Und der Herr Prinzipal kam dann langsam aus seiner Höhle hervor, streifte seine Rockärmel zurück und fing ohne Zögern an, eine der herrlichen Rosen um die andere aus der Vase zu ziehen, und band ein ungeheures Bouquet zusammen, so schön, wie es kein Rothschild schöner haben konnte. Und alles langte zu — das ganze Geschäft half mit an dem Strausse des Drechslerlehrlings, des kleinen Pierre, und es dauerte geraume Zeit, bis das Kunstwerk fertig war.

Als Pierre schliesslich das Bouquet — in Wachspapier und Watte eingepackt — in der zitternden Hand hielt und mit der anderen seine zusammengesparten Sous hervorklaubte, da schob man sie ihm eiligst wieder zurück in

die ölige, mit Holzspähnen gespickte Tasche nnd sagte, der Strauss koste nichts, gar nichts. Man begleitete ihn sogar insgesamt bis an die Glasthüre, um zu sehen, dass er glücklich über die Strasse kam.

Dabei sagte der Prinzipal:

„Den könnte man beneiden!“

Und jeder murmelte es ihm nach:

„Oui, oui! Den könnte man beneiden!“

Und nie in ihrem Leben hatten sie wohl ein wahreres Wort gesprochen! Sie alle beneideten den armen Pierre um seine Bekanntschaft mit der Kaiserin.

Die Neugierde der Pariser war durch die ausserordentliche Heimlichkeit, mit welcher die Kaiserin von Oesterreich sich während ihres letzten Aufenthaltes in der französischen Hauptstadt einzuspinnen wusste, auf den höchsten Gipfel getrieben.

Niemand wurde über ihre Ankunft benachrichtigt, nicht einmal der österreichische Gesandte, Graf Hoyos, derselbe, der dem Kaiserpaar die Nachricht von dem unglückseligen Ende ihres Sohnes, des Thronfolgers, des Erzherzogs Rudolf, seinerzeit von Meyerling nach Wien gebracht hatte. Der Graf hörte erst durch die alles ausschnüffelnde Tagespresse, dass die Kaiserin angekommen und in dem Hotel A— abgestiegen sei, konnte sich ihr aber nicht präsentieren, da sie das strengste Inkognito bewahren wollte.

Bald waren allerhand Gerüchte über sie im

Umlauf. Es wurde geflüstert, dass sie oft, in tiefste Trauerkleider gehüllt, ganz allein die Strassen von Paris durchwandle, um hier oder dort einer armen Familie eine Wohlthat zu erweisen. Aber ob man auch alle schwarzgekleideten Damen auf der Strasse anstarrte, man wusste doch nicht, ob die Kaiserin darunter sei.

Und unangemeldet, wie sie gekommen, wollte sie auch gehen. Sie verliess ihr Hotel, nachdem sie noch eine grosse Summe Geldes im österreichischen Konsulat für die Stadtarmen hinterlegt, zu Fuss, und bestieg ihren Wagen erst in der Rue Castiglionne, wo er auf sie wartete.

Am Bahnhof hatten sich ein paar hohe Persönlichkeiten, darunter ihre Schwester, die Ex-Königin von Neapel, eingefunden, um ihr Lebewohl zu sagen.

Als die letzten Worte des Abschieds geäussert waren, die Kaiserin ihren Waggon erstiegen und der Zug langsam angefangen hatte, sich zu entfernen, da schob sich plötzlich ein kleiner, nerviger Arm durch das offenstehende Coupéfenster, hinter dem die Freundin der Notleidenden sass, und liess ein wundervolles Bouquet von schneeweissen Rosen auf ihren Schoss fallen.

Dann rollte der Extrazug weiter und hatte nach wenigen Minuten Paris hinter sich.

Elisabeth aber schaute auf die duftenden, taufrischen Rosen mit Verwunderung und bemerkte eine Karte, die zwischen den Knospen wie beschämt hervorsah. Sie zog dieselbe heraus und las die daraufstehenden, mit

schlechtgeformten, unbeholfenen, übergrossen Buchstaben zusammengestoppelten Worte:

Que Dieu Benisse L'Imperatrice Elisabeth!

Und sie, die Kaiserin, die Kaiserin von Oesterreich, dachte an Pierre, an den armen, kleinen Pierre, dessen dünnes Gesichtchen sie eben durch ihren Schleier gesehen zu haben meinte, als der Strauss hereingereicht worden war.

Pierre aber war glücklich, dass es ihm gelungen war, seine Rosen abzugeben, und fasste, als vom Rollen des Zuges nichts mehr zu hören war, seine mitgebrachten und in der Nähe aufgepflanzten Schwestern bei den Händen, Madelaine rechts, Josephine links, und verlor sich mit ihnen im Gewimmel der Millionenstadt.

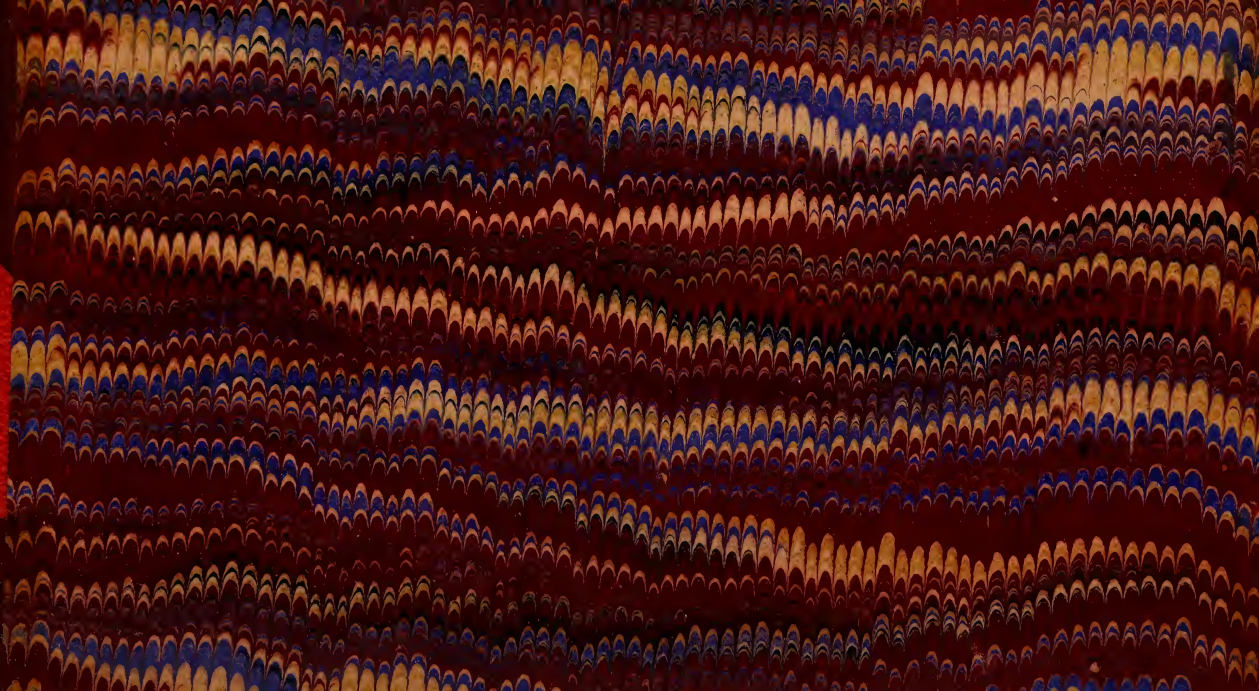
Der Missionar von Blukato

und andere Geschichten

Von

Henry Schreiber

SAINT LOUIS
DRUCK VON LOUIS LANGE
1891



LIBRARY OF CONGRESS
0 020 517 086 8